

DOSSIER

Stadtkloster Berlin: Innehalten in der Megacity

RÜCKZUG. Mal durchatmen. Zur Ruhe kommen. Sich abkoppeln von der irrsinnig schnell sich drehenden Welt. Das Handy ausschalten, unerreichbar sein, dafür ganz bei sich selbst. Viele Klöster tragen dem wachsenden Bedürfnis nach Ruhe und Rückzug Rechnung und öffnen Stillesuchenden tageweise die Tore. Auch «reformiert.» hat sich fürs Dossier ins Kloster zurückgezogen – nicht in die Idylle von Hauterive oder Grandchamps allerdings, sondern in die Megacity Berlin, wo Schweizer Reformierte mitten im Trubel ein Stadtkloster betreiben. > **Seiten 5–8**



Impressionen aus der Grossstadt: «reformiert.»-Reporterin Anouk Holthuisen im Stadtkloster Berlin



PORTRÄT

Wissenschaft in zehn Minuten

ADRIAN SUTER. Der Wettkampf heisst Science-Slam und besteht darin, dass Forscher auf der Bühne einem Laienpublikum kurz, verständlich und möglichst unterhaltsam ein wissenschaftliches Thema präsentieren. Einer von ihnen ist der christkatholische Theologe Adrian Suter. > **Seite 12**

KOMMENTAR

CHRISTA AMSTUTZ
ist «reformiert.»-
Redaktorin in Zürich



Von den Lilien auf dem Felde. Und visionären Ideen.

VISION. Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle? Ob diese Idee je finanziert und gerecht ausgestaltet werden kann, weiss ich nicht. Ich hoffe aber, dass die geplante Initiative zustande kommt. Allzu oft werden ja visionäre Pläne schon von vornherein als utopisch abgetan. Dabei lohnt sich das Nachdenken über unkonventionelle Vorschläge, die an Grundfeste rühren. Wenn sich der Wert eines Menschen nicht mehr über dessen Erwerbstätigkeit definiert, wenn er zur «Lilie auf dem Felde» (Mt. 6, 28–29) werden darf, nicht «arbeitet und spinnt» und doch wertvoll ist – was hiesse das fürs Zusammenleben?

TRADITION. Die schweizerische Gesellschaft identifiziert sich stark über Leistung und Einkommen. Wer nicht mithalten kann, wird zwar mitgetragen, steht aber unausgesprochen in der Schuld der «Erfolgreichen». Die Sozialversicherungen geraten zunehmend unter Druck, die Zukunft des Arbeitsmarkts ist ungewiss. Unbezahlte Arbeit in Familie und Nachbarschaft wird immer notwendiger. Jeder Denkanstoss, wie das soziale Gleichgewicht bewahrt werden kann, ist deshalb sinnvoll.

DISKUSSION. Die Idee eines Grundeinkommens fordert mich auch persönlich heraus. Wäre ich bereit, mein Geld mit der Nachbarin zu teilen, die gemütlich auf dem Balkon sitzt, wenn ich spät von der Arbeit nach Hause komme? Wenn ja – wäre ich es auch, wenn sie Migrantin ist? Und was kostete es mich, wenn sie ihren alten Vater nicht selber pflegte? Es tut gut, die eigenen Werte ab und zu auf den Prüfstand zu stellen – zum Beispiel mit der Frage, wie konkret das Gleichnis der Lilien für mich selbst werden darf.

Können statt Müssen

GRUNDEINKOMMEN/ Entschlackter Sozialstaat, freie Bürger auch in der Arbeitswelt – das verspricht die Initiative Grundeinkommen. Alles nur ein Traum?

Die Idee ist simpel: Jeder Mensch – vom Baby bis zum Greis und unabhängig davon, was er leistet – erhält einen Sockelbetrag, der so bemessen ist, dass er zum Leben reicht. Niemand müsste mehr arbeiten, bloss um die Existenz zu sichern, sondern weil er in der Arbeit Erfüllung findet.

Das Bestechende am bedingungslosen Grundeinkommen: Das heute äusserst komplexe Sozialsystem würde drastisch vereinfacht. Hinzu kommt, dass uns in Zeiten rasanten Automatisierungsfortschritts langsam die Arbeit ausgeht – mit dem Grundeinkommen würde das Einkommen von der Arbeit entkoppelt.

BESTECHEND. Schon der französische Staatstheoretiker Montesquieu (1689–1755) forderte, jedem Bürger mit einem staatlich garantierten Lebensunterhalt dieselben Ausgangsbedingungen einzuräumen. Heute findet sich das Konzept des existenzsichernden Grundeinkommens im Parteiprogramm der SP und in der Wahlplattform der Grünen. Aber auch marktliberale Ökonomen – der ehemalige UBS-Chefökonom Klaus Wellershoff oder Thomas Straubhaar vom Hamburger Weltwirtschaftsinstitut – zählen zu den Fürsprechern des Grundeinkommens. Dass sich die Idee also nicht im Links-Rechts-Schema verorten lässt, macht sich nun eine Gruppe rund um den Basler Unternehmer Daniel Häni zunutze: Sie will 2012 eine Initiative lancieren.

BEZAHLBAR. Natürlich kursieren auch schon Zahlen: 2500 Franken monatlich könnte ein Erwachsener erhalten, 1250 Franken ein Kind. Und es wird rege über die Finanzierung diskutiert: Umlagerung der Sozialversicherungsbeiträge, Erhöhung der Mehrwertsteuer, negative Einkommenssteuer. Der langjährige Bundesratsprecher Oswald Sigg, einer der Initianten der Idee, möchte allerdings

derzeit weder Zahlen noch Finanzierungsmodelle skizzieren. Er rät, den Abstimmungstext offen zu formulieren: «Der Bund errichtet ein bedingungsloses Grundeinkommen. Das Nähere bestimmt das Gesetz.»

Für den Sozialethiker und Theologen Hans Ruh, auch er ein Verfechter der Idee, liegen die genannten Beträge «jenseits aller realpolitischen Vernunft». Ruh fordert, die Kinder fürs Erste vom Grundeinkommen auszuschliessen, auch wenn ihm ein «Begrüssungsgeld für die Kinder auf dem Planeten Erde» sympathisch ist. Und er will auch kein bedingungsloses Grundeinkommen, sondern eins, das verknüpft ist mit einem obligatorischen Sozialdienst aller Bürger. Für Ruh ist dies nebst den umgeleiteten Sozialversicherungsbeiträgen eines der Elemente, die das Grundeinkommen finanzierbar machen. Gleichzeitig ist für Ruh klar: Das Grundeinkommen kann den Sozialstaat nicht ersetzen; die Betreuung und Begleitung problematischer Jugendlicher, Behinderter oder Suchtkranker brauche es weiterhin.

BEDENKLICH. Hier setzt die Kritik von Carlo Knöpfel ein, Mitglied der Geschäftsleitung von Caritas Schweiz. Der Ökonom wirft den Initianten vor, die Stimmbürger im Unklaren darüber lassen zu wollen, welches Modell sie favorisieren: eines mit oder ohne Sozialstaat. Tatsächlich will das an den neoliberalen Vordenker Milton Friedman angelehnte Modell alle Leistungen der Sozialversicherungen und der Arbeitslosenversicherung durch das Grundeinkommen ersetzen. Das Resultat, so fürchtet Knöpfel, wäre ein Minigrundeinkommen, welches wohl das Verhungern der Bedürftigen verhindern, aber ein Leben in Würde kaum ermögliche. **DELPH BUCHER**

www.grundeinkommen.ch



BILD: ANNETTE BOUTELLER



SCHWEIZ

Kirchliche Kampagne zum Glück

REFORMIERTE. Die Kantonalkirchen Aargau, Bern, Solothurn und Zürich bringen Ende August 400 000 Rubellose unters Volk. Wer gewinnt, kann den Betrag einem Projekt der örtlichen Kirchgemeinde spenden. Ziel der Kampagne: zeugen, was die Kirche alles tut. > **Seite 3**



BOLDERN

Neue Idee als Ausweg aus der Krise

FINANZNOT. Beatrice Rinderknecht Bär, Enkelin des Boldern-Gründers Hans J. Rinderknecht, schlägt dem Trägerverein der finanziell angeschlagenen evangelischen Bildungsstätte ein Mehrgenerationenprojekt «Wohnen und Arbeiten auf Boldern» vor. Hinter der Initiantin stehen finanzkräftige Investoren aus dem sozialen Wohnungsbau. Nach anfänglichem Zögern stösst die Idee jetzt auf Interesse. > **Seite 2**

NACHRICHTEN

Nach Eklat: Neuer Mission-21-Vorstand

KRISE. Kurz vor dem Zehn-Jahr-Jubiläumfest der Mission 21 in Basel am 18. Juni überschlugen sich die Ereignisse. Das Resultat der Turbulenzen: Nach dem sofortigen Rücktritt des Vorstands wurde ein «Sachwaltervorstand» an dessen Stelle berufen. Seine Aufgabe wird es sein, die Nachfolgefrage für den Ende April zurückgetretenen Direktor Martin Breitenfeldt zu regeln und die Fehler in der organisatorischen Struktur des Hilfswerks – in dem sich vier ehemaligen Missionsgesellschaften zusammengeschlossen haben – zu beheben. Zudem ist der Übergangsvorstand gezwungen, Sparmassnahmen einzuleiten. Mit der Aargauer Kirchenratspräsidentin Claudia Bandixen nehmen nun auch die Landeskirchen neben den vier Trägervereinen direkt Einsitz im Übergangsvorstand des Missionswerks. Neben Bandixen gehören zum fünfköpfigen Übergangsvorstand: als Präsident Bischof Volker Schulz, Bischof der Herrnhuter Brüdergemeinde, Pfr. Karl F. Appl, Vizepräsident sowie Vorstandspräsident der Basler Mission, Johannes Blum, der der Evangelischen Mission im Kwango als Präsident vorsteht, sowie Pfr. Hanns Walter Huppenbauer aus dem Vorstand der Südafrika-Mission. **BU**

SEK überwacht Ausschaffungsflüge

PILOTPROJEKT. Zu einem Pilotprojekt hat sich der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) verpflichtet. In einer sechsmonatigen Pilotphase wird er überwachen, ob bei den Ausschaffungsflügen des Bundes die Grundrechte der Ausgeschafften gewahrt bleiben. **BU**

reformiert.

IMPRESSUM/ «reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Zürcher, Aargauer, Bündner «Kirchenboten» und des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Redaktion: Martin Arnold (a.i.), Christa Amstutz, Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Samuel Geiser, Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Anouk Holthuisen, Thomas Illi (a.i.), Rita Jost, Käthi Koenig, Reinhard Kramm, Martin Lehmann, Annegret Ruoff, Sabine Schüpbach Ziegler

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Marcel Deubelbeiss, Nicole Huber, Brigit Vonarburg

Korrektorat: Yvonne Schär

Auflage: 720 000 Exemplare

reformiert. Kanton Zürich

Herausgeber:

Trägerverein «reformiert.zürich»

Präsident: Pfr. Rolf Kühni, Stäfa

Redaktionsleitung: Jürgen Dittrich

Verlagsleitung: Kurt Blum

Blattmacher für Zürich: Jürgen Dittrich

Adresse Redaktion/Verlag:

Postfach, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 00, Fax 044 268 50 09

redaktion.zuerich@reformiert.info

verlag.zuerich@reformiert.info

Redaktionsassistentin: Elsbeth Meili

Inserate: Preyergasse 13, 8022 Zürich

Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09

anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss: 6. Juli 2011

(erscheint am 29. Juli 2011)

Adressänderungen:

Stadt Zürich: 043 322 18 18

Stadt Winterthur: 052 212 98 89

Übrige Gemeinden: Kirchengemeinde-

sekretariat (s. Gemeindebeilage)

Mix
Produktgruppe aus vorbildlich bewirtschafteten Wäldern, kontrollierten Herkünften und Recyclingholz oder -fasern
www.fsc.org Zert.-Nr. SGS-COC-2702
© 1996 Forest Stewardship Council



Wird die evangelische Bildungsstätte Boldern zu einem Mehrgenerationenprojekt mit geschützten Arbeitsplätzen?

Enkelin des Gründers will Boldern retten

KRISE/ Beatrice Rinderknecht möchte das Werk ihres Grossvaters Hans J. Rinderknecht bewahren. Ihre Ideen stossen auf Interesse.

«Boldern soll leben», steht als Titel über einem Leserbrief, der im Juni 2011 in der «Zürichsee Zeitung» erschienen ist. Eine Beatrice Rinderknecht Bär aus Küsnacht schildert darin Vorstellungen, wie eine «Gruppe 50+», ein «Zusammenschluss von in sozialen, pädagogischen, unternehmerischen und technischen Berufen sehr gut ausgebildeten und erfahrenen Projektinteressierten rund ums Pensionsalter», eine Projektidee verwirklichen möchte. Diese nennt sie «Wohnen und Arbeiten auf Boldern»: «Die Idee ist, dass der Boldern-Verein die Häuser für einen günstigen Baurechtszins an diese oder eine andere Gruppe 50+ (in Form einer Genossenschaft oder Stiftung) abgibt.» Die erweiterte Gruppe, so Rinderknecht Bär, würde auf Boldern wohnen und den Betrieb – Gastronomie, Gästehaus, Studienbereich – selber leiten.

SOZIAL. Die Autorin ist nicht irgendwer: Beatrice Rinderknecht Bär ist die Enkelin des Boldern-Gründers und -Vorstehers bis 1962, Hans Jakob Rinderknecht. Als Sozialarbeiterin, Therapeutin und Mitglied der Küsnachter Sozialbehörde hat die 61-Jährige durchaus nicht nur familiäre Bande zum Geist von Boldern. Und, so sagt sie, auch sehr gute Kontakte zur sozialen Bauwirtschaft, konkret zum Geschäftsführer einer grossen Baugenossenschaft im Kanton Zürich, die sich dem gemeinschaftlichen Wohnen und Leben verschrieben hat und in grossen Mehrgenerationenprojekten engagiert ist: «Es wäre auch genug Kapital vorhanden, Boldern zu kaufen.»

SCHAFFENSKRAFT. Beatrice Rinderknecht Bär hat bereits im vergangenen November, als in den Medien über die Finanzprobleme der Bildungsstätte und über die Suche nach Lösungen berichtet wurde, die Fühler ausgestreckt: zum Präsidenten des Boldern-Vereins, Andreas Feurer, und über ein ihr persönlich bekanntes Ratsmitglied zum Kirchenrat des Kantons Zürich. Vom Kirchenrat hörte sie bisher nichts, mit Andreas Feurer kam zwar ein Gespräch zustan-

de, aber auf wirkliches Interesse stiess sie damals nicht: «Offensichtlich wurde die Idee nicht als ernsthafte respektive verfolgenswerte Möglichkeit in Betracht gezogen», sagt sie.

Das erstaunt, denn laut der Projektidee soll auf Boldern ja nicht quasi eine gehobene «Alters-WG» errichtet, sondern es soll auch der Studienbetrieb erhalten werden, etwa «als Leistungsauftrag der Landeskirche», wie Beatrice Rinderknecht Bär erklärt: «Die Gruppe könnte dies sehr wirtschaftlich tun, da sie keine Löhne mehr braucht, dafür aber Zeit, Schaffenskraft und Fachwissen zur Verfügung stellt.» Der Hotel- und Gastronomiebereich könnte als Sozialprojekt für die Schaffung und Betreuung geschützter Arbeitsplätze aufgezo-gen werden: «So könnte Boldern ein lebendiger Ort der Begegnung, des Lebens und der Arbeit bleiben, auf dessen Ausstrahlung die Kirche jahrzehntelang stolz war.»

SYMPATHISCH. Jeanne Pestalozzi-Racine, im Kirchenrat zuständig für Boldern, findet das – auf Nachfrage von «reformiert.» – durchaus eine «sympathische und inhaltlich interessante Idee». Der Kirchenrat könne dem Boldern-Vorstand «nicht vorgreifen, wie er damit umgeht, wie auch mit weiteren sympathischen Ideen, die bestimmt noch kommen werden». Bei allen Vorschlägen sei der Vorstand aber verpflichtet, dem Zweckartikel (siehe Sideline) in den Boldern-Statuten nachzuleben.

SINNESWANDEL. Interesse zeigt nun aber auch der Boldern-Vorstand: «Als Frau Rinderknecht ihr Projekt dem Vorstand unterbreitete, suchte dieser nach einem Pächter, der Gastronomie und Hotellerie weiterführen sollte. Dem entsprach ihr Projekt nicht», sagt Vereinspräsident Andreas Feurer: «In der Zwischenzeit zeigte sich, dass kein Pächter gefunden werden kann, was zu neuen Optionen führte. Inwieweit das Projekt von Frau Rinderknecht dem neuen Auftrag der Vereinsversammlung entspricht, wird eine Prüfung erweisen.» **THOMAS ILLI**

Ziele von Boldern

Der Zweckartikel in den Statuten verpflichtet den Trägerverein von Boldern auf das Evangelium Jesu Christi: «Boldern soll ... Menschen verschiedener Herkunft, Erfahrung und Überzeugung zusammenführen und veranlassen, sich gemeinsam in Auseinandersetzung mit dem Evangelium Jesu Christi mit der Gestaltung des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens zu befassen.»

BOLDERN-WEBSITE: www.boldern.ch/home/ueber-uns/traegerverein.html

«Heilsame Ratlosigkeit»

BOLDERN/ Die evangelische Bildungsstätte blickt auf eine bewegte Geschichte zurück.

Eine «heilsame Ratlosigkeit» begegne ihm auf Boldern, hatte Kirchenratspräsident Ruedi Reich 1998 zum 50-Jahr-Jubiläum von Boldern gesagt, und er griff dieses Bild auch zehn Jahre später, als sich 2008 der Himmel über Boldern zum 60. Geburtstag schon ziemlich verdüstert hatte, in einem Grusswort wieder auf.

DE-INVESTIEREN. Das Bild ist aktueller denn je: Am 28. Mai präsentierte der Boldern-Vorstand den Vereinsmitgliedern für eine Konsultativabstimmung drei Optionen, wie der Finanzmiserere begegnet werden könnte. Drei Optionen, die allesamt kaum Zukunft versprechen und die sich mit «Weitermachen wie bisher, bis das Geld aufgebraucht ist», «Liegenschaftsverkauf und Aufbau eines Fördervereins» und «Vereinsauflösung mit Heimfall des Vermögens an die Landeskirche» zusammenfassen lassen. Die anwesenden Mitglieder – von 160 beteiligten Kirchgemeinden waren gerade mal sechzehn vertreten – beauftragten den Vorstand, die Variante «Verkauf» zu konkretisieren.

DESINTERESSE. Damit scheint der 1948 entstandene «lieu d'église» an Traumlage ob Männedorf gefährdet. In der vom Lehrer Hans J. Rinderknecht als Jugendheimstätte ins Leben gerufenen, später zur Erwachsenenbildungs-, Denk- und Ethikwerkstatt mutierten Institution herrscht Endzeitstimmung. Vorbei der (medieträchtige) Glanz, als man die Frauen-, Friedens- und Umweltbewegungen der Siebziger- und Achtzigerjahre prägte. Vorbei die Zeit, als Boldern als frecher Trendset-



Boldern: Traumhafte und exklusive Lage hoch über dem Zürichsee

ter wahr- und ernst genommen wurde, als mal die Linke im Kantonsrat lieber Geld für den Zoo sprechen wollte oder als umgekehrt bürgerliche Kirchenpflegen der «neomarxistischen» Stätte den Geldhahn zudrehten. Heute beklagen Boldern-Freunde das Desinteresse: «Boldern ist in seinen Kernkompetenzen ein Akteur unter vielen», bringt es Kirchenrätin Jeanne Pestalozzi-Racine auf den Punkt. Daran ändert auch nichts, dass die jährlichen Tagungen für Kirchenpflegen nach wie vor ein Renner sind. Im Unterschied zu Kappel hat es Boldern nicht geschafft, auch ein attraktiver Tagungsort für zahlungskräftige Firmen zu werden. **THOMAS ILLI**

Ein Glücksspiel, das keines ist

KAMPAGNE/ Ende August startet eine Werbekampagne für die Reformierten – mit Rubbellosen und Internetgewinnspiel. Ihr Erfolg hängt vom Engagement der Kirchgemeinden ab.

«Selber denken. Die Reformierten.» Die Werbekampagne der reformierten Kirche von 2001 sorgt noch heute für Gesprächsstoff. Ausgeheckt hatte sie die renommierte Zürcher Werbeagentur Wirz. Zehn Jahre später soll diese die Reformierten erneut ins Scheinwerferlicht rücken. Der Auftrag der Landeskirchen Bern, Solothurn, Aargau und Zürich lautet: Menschen in der Mitte des Lebens zu zeigen, was die Kirche vor Ort für sie Gutes tut. «Vor allem die Kirchenfernen, die aber nach wie vor Steuern zahlen, sollen wissen, wohin ihr Geld fliesst», erläutert Frank Worbs, Leiter Informationsdienst der reformierten Kirche Aargau und Spiritus Rector der Kampagne.

ENTDECKEN. Und das entstand im Kreativlabor Wirz: Ab 25. August streuen kirchliche Medien, Quartierzeitungen und Internetrundbriefe etwa 400 000 Rubbellose ins Volk. Die freigerubbelte allfällige Gewinnnummer muss auf einer (noch geheimen) Internetadresse einge-

geben werden. Der Clou: Der Gewinn in zweistelliger Höhe muss gespendet werden – an eins der Projekte, die von den mitwirkenden Kirchgemeinden auf der Internetseite präsentiert werden. So entdeckt etwa eine Frau aus Schöftland den Mittagstisch in ihrer Gemeinde und unterstützt ihn mit ihrem Gewinn. «Die Menschen sollen überraschende Angebote der Gemeinden entdecken, die ihnen ein neues Bild von Kirche vermitteln. Im besten Fall schauen sie sogar selbst einmal vorbei», hofft Frank Worbs.

WERTSCHÄTZEN. Etwa zehn Prozent der Losempfänger werden beim Spiel mitmachen, schätzt der Kampagnenleiter. Wie bei jedem Gewinnspiel kommen jedoch nur die wenigsten in den Genuss eines Hauptpreises. Dennoch sollen sich alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer angesprochen fühlen: Kirchenmitgliedern wird virtuell auf die Schulter geklopft und für ihr Dabeisein gedankt, Ausgetretene bekommen ebenfalls eine wohlwol-

gende Antwort (und können online gleich wieder in die Kirche eintreten), und wer mit dem Internet nicht vertraut ist, kann via Gratis-Hotline teilnehmen.

ABWÄGEN. Worbs weiss: «Die Werbekampagne ist ästhetisch heikel.» Laut und bunt wirbt sie für das eher stille Produkt Kirche – was etwa im Kanton Graubünden dazu führte, dass der dortige Kirchenrat die Kampagne nicht unterstützen mochte: «Sie ist uns zu schrill», begründet Markus Dettwiler, Kommunikationsbeauftragter der Landeskirche, den Entscheid, «das passt nicht zur Kultur der eher zurückhaltenden Bündner Kirche.» In den vier beteiligten Landeskirchen kann jede Kirchgemeinde selbst entscheiden, ob sie mitmacht oder nicht. Zwei Monate vor dem Start haben 136 der insgesamt 500 Kirchgemeinden ihre Teilnahme bestätigt. Während im Aargau und in Solothurn 60 Prozent der Kirchgemeinden Interesse bekundet haben, sind es in Zürich und Bern

nur je 20 Prozent. Die Gründe? Nicolas Mori, Leiter Informationsdienst der Zürcher Landeskirche, hat von «Zeitdruck», «zu vielen anderen Projekten», «ästhetischen Gründen», der «Suchtgefahr des Glücksspiels» und der «Unvereinbarkeit von reformiertem Selbstverständnis und Rubbellosen» gehört.

ÜBERZEUGEN. Thomas Gehrig, Kommunikationschef der reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, versuchte die Skepsis seiner Gemeinden mit einem mehrseitigen Argumentarium zu parieren, in dem er «die Kampagne, die ja nur von der Gestaltung her wie ein Glücksspiel daherkommt, aber nicht wirklich eines ist», verteidigte. Während dies im Bernbiet offenbar auf wenig fruchtbaren Boden fiel, liessen sich die Aargauer nach anfänglicher Zurückhaltung überzeugen. Frank Worbs eilte von Infoabend zu Infoabend, um den komplexen Ablauf der Kampagne zu erläutern. Allerdings musste auch er schmerzliche Absagen hinnehmen. So fehlen die grossen Kirchgemeinden der Casinostadt Baden ebenso wie jene von Aarau: «Wir bezweifeln, dass kirchenferne Menschen den Weg bis zum letzten Klick auf der Internetseite beschreiten», erklärt der Aarauer Kirchenpfleger David Reichart.

AUSGESTALTEN. Frank Worbs bleibt gelassen und freut sich über die positiven Reaktionen wie jene der Pfarrerin von Frick («überraschend und innovativ») und vieler Ehrenamtlicher. Letztere verstünden die emotionale Note der Kampagne besser als einige theologische Profis, die «etwas gar intellektuell» darauf reagierten. Zugleich anerkennt der Kommunikationsfachmann die Schwierigkeit, aus der Kampagne eine klare Botschaft herauszufiltern. «Die Kernaussage könnte lauten: Die reformierte Kirche trägt zu etwas mehr Glück in dieser Welt bei. Oder: Nun reden endlich jene vom Glück, die auch etwas dazu zu sagen haben.» Aber man sei noch immer am Suchen, gesteht Worbs. Bis die Kampagne Ende August startet, ist das Kirchenglücksspiel eine Wundertüte. **REMO WIEGAND**



Mal anders: Schrill und frech wirbt die reformierte Kirche fürs «Kirchenglücksspiel»

Fr. 200 000.–

Das Kirchenglücksspiel kostet die vier beteiligten reformierten Landeskirchen (Aargau, Bern, Solothurn, Zürich) knapp 200 000 Franken. Das Geld wird vor allem in die Streuung der Rubbellose investiert. Weil eine flächendeckende Plakatierung rund eine Million Franken gekostet und das Budget gesprengt hätte, kommen nun die beteiligten Kirchgemeinden für die Plakate auf – mit der Folge, dass im Aargau und im Solothurnischen, wo etwa 60 Prozent der Kirchgemeinden mitmachen, weit mehr Werbepлакate hängen werden als in Zürich und Bern, wo nur jede fünfte Kirchgemeinde beteiligt ist.



Viele Anfragen zu evangelikalischen Gruppen

SEKTENBERATUNG/ Deutlich mehr Menschen als früher beanpruchten letztes Jahr die Beratung der Fachstelle Infosekta in Zürich. Geschäftsführerin Susanne Schaaf sagt, warum das so ist.

Susanne Schaaf, lässt die auffällige Zunahme an Nachfragen auf aktivere Sekten schliessen?

Nur zum Teil. Wir haben vergangenes Jahr unser zwanzigjähriges Bestehen gefeiert. Deshalb wurde in den Medien über uns berichtet, übrigens auch in «reformiert.». Das hat Betroffene ermutigt, mit ihren Erfahrungen und Fragen an uns zu gelangen.

Heisst das, dass viele Angehörige heute schon beim kleinsten Verdacht zum Telefonhörer greifen?

Im Gegenteil. Oft informieren sie sich zuerst im Internet. Auf unserer Website werden übrigens nicht die Informationen über bekannte Gruppen – et-

wa Scientology – am häufigsten aufgerufen, sondern jene über evangelikale Gemeinschaften. Wenn die Leute abschliessend anrufen, stellen sie berechnete, differenzierte und fundierte Fragen.

Fragen, die sich mit einem Anruf klären lassen?

Fünfundzwanzig Prozent der Anrufer haben zum ersten Mal Kontakt mit uns. Die andere Hälfte wünscht sich eine weitergehende Begleitung.

Rund ein Drittel der Anrufe betreffen Kinder und Jugendliche, ist im Jahresbericht von Infosekta zu lesen. Wer setzt sich in solchen Fällen mit Ihnen in Verbindung? Deren Eltern?

Wenn es Kinder betrifft, sind es oft entferntere Angehörige, die sich melden. Sie beobachten beispielsweise eine zunehmende Isolation der ganzen Familie und eine Vereinsamung der Kinder. Geht es um Jugendliche, kommen die Anrufe häufig von den Eltern – oder von den Jugendlichen selbst. Sie betreffen oft Freikirchen, zum Beispiel die International Christian Fellowship (ICF): Deren enthusiastische, charismatische Auftritte entsprechen dem Zeitgeist und stillen den Erlebnishunger von Teenagern. Aber bei den Angehörigen können Befürchtungen aufkommen, dass die Jugendlichen in Abhängigkeit geraten.

Bei diesen Gruppen ist die Grenze zur Sekte nicht immer einfach zu ziehen.

Deshalb verzichten wir auf den Begriff «Sekte». Zwischen einer evangelikalen Freikirche und Uriella oder der Osho-Bewegung gibt es grosse Unterschiede. Wir sprechen von sektenhaften Strukturen, die in unterschiedlicher Ausprägung zu beobachten sind.

Drei Viertel der Anfragen betreffen religiöse Kleingruppen. Lassen sich dabei besondere Trends beobachten?

Fast die Hälfte der Anfragen betreffen christliche Gruppen, besonders evangelikale Vereinigungen. Nach wie vor sind aber auch esoterische

Gemeinschaften im Aufwind. Man kann geschlossene Vereinigungen beobachten, in welche die Mitglieder praktisch hineingeboren werden, andere Gruppen wachsen durch Missionierung.

Wie gross ist das Gefahrenpotenzial solcher Gruppen?

Höchst problematisch sind Gemeinschaften, welche die körperliche und finanzielle Integrität der Mitglieder beschädigen. Doch die meisten Vereinigungen mit sektenhaften Zügen untergraben die Selbstbestimmtheit ihrer Mitglieder; das ist schlimm genug – auch wenn es nicht immer strafrechtlich relevant ist. **INTERVIEW: MARTIN ARNOLD**



SUSANNE SCHAAF

ist Psychologin und Geschäftsleiterin der konfessionell unabhängigen Fachstelle für Sektenfragen Infosekta in Zürich.

Tel. 044 454 80 80
www.infosekta.ch

Neues Logo gibt viel zu reden

ERSCHEINUNGSBILD/ Die Zürcher Kirchgemeinden haben fünf Jahre Zeit, das neue Corporate Design der Landeskirche zu übernehmen. Einige Kirchgemeinden wehren sich dagegen.

Der Synodale Bruno Kleeb aus Bauma wollte es genau wissen: «Aufgrund welcher rechtlichen Grundlagen ändert der Kirchenrat für öffentliche Auftritte den Namen der evangelisch-reformierten Landeskirche? Was für Überlegungen stehen hinter der Absicht, bei öffentlichen Auftritten auf die Bezeichnung «evangelisch», «Landeskirche» und «Kirchgemeinde» zu verzichten?» Mit diesen kritischen Fragen wollte er kürzlich in der Fragestunde der reformierten Kirchensynode vom Kirchenrat nicht weniger wissen, als «auf welche Art die Umsetzung dieses neuen Erscheinungsbildes noch gestoppt werden kann».

VERBINDLICH. Gar nicht, wenn es nach Nicolas Mori, dem Leiter Kommunikation der Landeskirche, geht. «Mit Inkrafttreten der neuen Kirchenordnung ist das Erscheinungsbild der Landeskirche auch für die Kirchgemeinden verbindlich», konterte er umgehend als Reaktion auf Kleeb's parlamentarische Anfrage in der Mitarbeiterzeitschrift «notabene»: «Ein Gesicht haben heisst Profil zeigen, beispielsweise mit einem visuellen Erscheinungsbild. Die Landeskirche verfügt mit ihren Kirchgemeinden und Dienststellen über ein Feinverteilsnetz, über das ein gemeinsames Erscheinungsbild seine Wirkung gut entfalten kann.»

Ein einheitliches Erscheinungsbild besteht in der Zürcher Landeskirche eigentlich seit 1992. Hauptmerkmale sind der blaue Balken am rechten Rand von Briefen, Flugblättern und Plakaten sowie die Wortmarke «Ihre Kirche», die 1995 leicht modifiziert wurde. Rund 100 Gemeinden (von 180) haben seither dieses Corporate Design (CD) übernommen. 10 Kirchgemeinden besitzen ein eigenes Erscheinungsbild, rund 70 verfügen über keines. Diesem «Variantenreichtum», so Mori, will die Landeskirche nun ein Ende bereiten, aber nicht mit dem Design von 1992/95, sondern mit einem nochmals völlig neuen Erscheinungsbild. Es besteht im Wesentlichen aus einer neu gestalteten Wortmarke, die zweifach aufgebaut ist. Gemeinsam haben Landeskirche und Kirchgemeinden die Begriffe «reformierte kirche», individualisiert wird sie dann mit «kanton zürich» – für den Auftritt der Landeskirche – oder mit dem Ortsnamen der jeweiligen Kirchgemeinde, also zum Beispiel «reformierte kirche wetzikon». Weggefallen sind gegenüber den Wortmarken von 1992/95 die Bezeichnungen «evangelisch» und «Landeskirche». Auch «Kirchgemeinde» kommt im einheitlichen Logo nicht mehr vor.

VERKNAPPT. «Dieser Entscheid bedeutet keine Namensänderung, sondern bloss eine Verknappung im plakativen Sinn», begegnet Nicolas Mori Kritikern wie dem Tösstaler Synodalen Bruno Kleeb. Es sei vorgesehen, dass die zusätzliche Bezeichnung «evangelisch-reformierte Kirchgemeinde xy» nebst der Wortmarke noch möglich sei, wo dies angezeigt ist, beispielsweise auf dem Briefpapier.

Bruno Kleeb ist nicht der einzige Kritiker der Neuerung. Einige Kirchgemeinden haben sich schriftlich bei der Landeskirche beschwert. Andere dagegen sind bereits daran, das neue CD gehor-sam umzusetzen, etwa die grosse Stadtgemein-

«Weshalb wird auf die Bezeichnungen evangelisch, Landeskirche und Kirchgemeinde verzichtet?»

BRUNO KLEEB

den mit einzelnen Adaptionen beginnen: Gossau und Pfäffikon beim Internetauftritt, Pfungen beim Briefpapier, Stäfa, Unterengstringen und Dorf beim «reformiert lokal», also den Gemeindeseiten. Bis in fünf Jahren müssen aber alle 180 Kirchgemeinden das neue Erscheinungsbild übernommen haben.

Bereits jetzt umstellungswillig sind auch zwei Stadtzürcher Kirchgemeinden, Zürich-Sihlfeld und Zürich-Enge. Das erstaunt, läuft in Zürich doch ein umfassendes Reformprojekt, das die Strukturen und die Zahl der Kirchgemeinden gründlich verändern könnte («reformiert.» Nr. 6 vom 27. Mai 2011). Eine «reformierte kirche enge», wie die Wortmarke



Die Kirchgemeinde Dübendorf hat das neue Erscheinungsbild bereits öffentlich präsentiert – hier im Kirchgemeindehaus

de Dübendorf. Sie hat das Logo im April mit einem Stand an der Dübendorfer Gewerbemesse bekannt gemacht und dabei «positive Reaktionen aus dem Publikum» registriert, wie Kirchgemeindegeschreiber Dietrich Schuler erklärt. Laut Nicolas Mori bereiten sich auch etwa Bülach, Weiningen und Knonau darauf vor, gleich das ganze Paket zu übernehmen, während andere Gemein-

den mit der Reform vielleicht gar nicht mehr geben. Stattdessen vielleicht neue, kirchgemeindeähnliche Gebilde, die sich nicht mehr geografisch definieren lassen. «Ich vermute, dass die Anpassung des Erscheinungsbildes unsere Reform nicht im Fokus hat», meint Roland Diethelm, Leiter eines der Reformteilprojekte, diplomatisch.

VERTEUERT. Tatsächlich sind die Kosten, um das gesamte Schriftgut, die Website und die der Zeitung «reformiert.» beigelegten Gemeindeseiten anzupassen, nicht unerheblich. Während die Landeskirche den Aufwand im «notabene» auf 300 bis 1500 Franken beziffert, hat Dübendorf laut Kirchgemeindegeschreiber Dietrich Schuler für die bereits veranlassenen Umsetzungsarbeiten – Grafikarbeiten für Schriftgut und Webdesign – schon rund 5000 Franken ausgegeben. Die Umstellung der Gemeindeseiten ist darin noch nicht enthalten.

Kirchenrätin Jeanne Pestalozzi-Racine hat die Fragen von Bruno Kleeb in der Synode mündlich beantwortet – ganz im Sinne des landeskirchlichen Kommunikationschefs Nicolas Mori. «Die Antwort hat mich nicht befriedigt», sagt Kleeb, bis 2010 auch Kirchenpflegepräsident in seiner Tösstaler Wohngemeinde: «Ich bin immer noch anderer Meinung: Der Kirchenrat greift mit der Wortmarke in die Gemeindeautonomie ein.» THOMAS ILLI

Besser erkennbar

«Erkennbarkeit ist in einer bunten und unübersichtlichen Welt ein hohes Gut. Ein gemeinsames Erscheinungsbild kann mit-helfen, diese Erkennbarkeit zu gewährleisten.» (Aus dem Internetauftritt der Zürcher Landeskirche)

www.zh.ref.ch/handlungsfelder/gl/kommunikation/arbeitshilfen

AUS DER SYNODE

SITZUNG VOM 14. JUNI 2011

Bianca bleibt und Pestalozzi geht

Synodalpräsident Peter Würmli gab bekannt, dass Kirchenrätin Jeanne Pestalozzi-Racine (Synodalverein) nach sechzehnjähriger Amtszeit bei den Kirchenrats-erneuerungswahlen im September nicht mehr antreten wird. Kirchenrat Andrea Bianca hingegen hat sich nach mehreren Wochen Bedenkzeit und ersten positiven Erfahrungen mit dem neuen Kirchenratspräsidenten Michel Müller entschieden, bei den Wahlen im September wieder anzutreten. Nach seiner Niederlage

bei der Wahl des Kirchenratspräsidenten wurde über seinen möglichen Rücktritt spekuliert. Die Wahl Michel Müllers wiederum machte es für den Synodalverein notwendig, das Fraktionspräsidium neu zu besetzen. Die Juristin Wilma Willi-Bester wird nun Müllers Nachfolgerin. Bei den Liberalen wird auf den Prostrücktritt des Fraktionspräsidenten Jean E. Bolliger nun Kurt Stäheli folgen.

Budget und Jahresbericht

Kirchenrätin Helen Gucker-Vontobel (Liberale Fraktion), die wie Jeanne Pestalozzi-Racine nach

zwölf Amtsjahren am Ende der Amtsdauer aus dem Kirchenrat ausscheidet, kam bei der Präsentation ihres letzten Rechnungsabschlusses vor der Synode in eine ungemütliche Lage. Sie musste ein Defizit von 5,85 Millionen Franken vertreten. Der Tolggen im Reinheft ist aber nicht Gucker anzulasten. Bei der Überführung der vormals staatsbesoldeten Pfarrer zur Landeskirche entstand in der Buchhaltung ein Fehler. Trotz des grossen Aufwandüberschusses, der nun das Eigenkapital der Landeskirche mindert, gab Gucker bekannt, dass die ursprünglich für kirchliches Personal geplante Lohnkürzung von

drei Prozent nicht mehr «in der Pipeline des Kirchenrats» sei. Die Rechnung 2010 wurde wie der Jahresbericht ohne Gegenstimmen angenommen. Interessant im Jahresbericht: Die kirchlichen Fachstellen bei Arbeitslosigkeit DFA in Zürich, Winterthur und Uster verzeichnen eine Rekordnachfrage. 1000 Menschen konnten beraten, 2000 Personen mussten abgewiesen werden. Kirchenrätin Irene Gysel-Nef führt die grosse Nachfrage auf die hohe Quote von Ausgesteuerten zurück. Alleine im März sind 1600 Personen im Kanton Zürich ausgesteuert worden. Im September entscheiden die beiden

grossen Landeskirchen, ob sie die DFA weiter finanzieren. Von Irene Gysel gab es ein klares Signal: «Ich werde dafür kämpfen, hier weiterzumachen.»

Viel Applaus für Lochers Weckruf

Gottfried Locher, neuer Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK), machte bei der Synode seinen Antrittsbesuch. Er ermutigte die Kirche, nicht zu sehr dem Verlust der Monopolstellung bei Sinnfragen nachzutruern. Denn in der Diagnose des Religionssoziologen Jörg Stolz, dass die Reformierten

«kleiner, älter und ärmer» würden, liege auch eine Chance. «Die reformierten Kirchen in der Schweiz könnten endlich aus dem staatlich subventionierten Winterschlaf mit progressiver Verbürgerlichung erwachen.» Locher sieht zudem in den anderen reformierten Kirchen «rund um den Globus, die oft viel ärmer sind, ein blühendes Gemeindeleben». Der SEK-Präsident verkündet: «Es ist Reformationszeit.» Man solle den Blick wieder auf das Wesentliche lenken, «auf Christus, auf die Heilige Schrift, auf den Glauben und auf die Gnade». Lochers Weckruf wurde von den Synodalen mit lang anhaltendem Beifall quittiert. BU

DEUTSCHLAND/ Fassaden sanieren, Gäste bewirten: Warum richten Reformierte in Berlin ein Kloster ein?

SCHWEIZ/ Kirchen freigeben, Pfarrhäuser umnutzen: Warum gibt es in Zürich oder Bern kein Stadtkloster?

Rückzug nach BERLIN

STADTKLOSTER/ Eine Insel der Stille mitten in der pulsierenden Grossstadt: Wie soll das gehen? Eine Reportage aus dem Kloster Segen in Berlin, das von der reformierten Schweizer Communität Don Camillo geführt wird.

EDITORIAL

SAMUEL GEISER ist «reformiert.»-Redaktor in Bern



Kloster auf Zeit

RÜCKZUG. «Ich bin dann mal weg!» Wer kennt sie nicht, die Sehnsucht, einfach aus dem Alltagstrott auszubrechen, die Zelte abzubauen und ohne E-Mail und Handy, Verpflichtung links und Termine rechts neu wieder aufzuschlagen – ganz woanders und ganz für sich? Zum Beispiel in einem Kloster: Die gestresste Managerin, der überforderte Hausmann, die Schriftstellerin mit Schreibstau, der Lehrer mit Burn-out-Symptom kündigen ihre Alltagspflichten temporär – und profitieren vom Angebot «Kloster auf Zeit». Katholische, buddhistische und evangelische Orden und Kommunitäten öffnen ihre Tore für all jene, die im Rhythmus von Arbeit und Andacht zur Ruhe kommen wollen.

AUFBRUCH. Auch «reformiert.»-Reporterin Anouk Holthuijzen ging ins Kloster. Aber nicht in die Abgeschiedenheit eines Landklosters, sondern ins evangelische Stadtkloster Segen in der lauten Megacity Berlin. Warum? Weil das Projekt der Communität Don Camillo in einer kaum genutzten Berliner Kirche ein Experiment ist – das ruhig in die Schweiz ausstrahlen dürfte.

Eine Liste mit Tipps zu «Kloster auf Zeit»-Angeboten in der Schweiz finden Sie auf www.reformiert.info

ANOUK HOLTHUIJZEN TEXT UND BILD

«Pause bitte!» In den letzten Jahren meldete sich der Wunsch immer öfter: niemandem zuhören und mit niemandem reden zu müssen, mich nur mir selbst zuwenden zu dürfen. Mindestens zwei Tage. Eine Woche. Am liebsten Monate, wäre da nicht ein Muttergewissen. Die Sehnsucht wuchs mit der Zunahme von Menschen und Aufgaben, die in meinem Leben Platz beanspruchten: Mann, Kinder, Freunde, Job. Letzten Herbst drückte ich erstmals auf den Pausenknopf. Zog mich für eine Woche in eine Abtei in wunderschöner Natur zurück. Las, meditierte und schlief, wann immer ich wollte. Danach ging es mir so gut wie lange nicht mehr. Ich sprühte vor Energie. Ein paar Wochen lang.

ABTAUCHEN. Jetzt, acht Monate später, gehe ich erneut in ein Kloster. Ich habe nur drei Tage Zeit und nicht den Anspruch, mich in Versenkung zu üben. Vielmehr möchte ich sehen, was das für ein Ort ist, der sich als Insel der Stille mitten im brausenden Leben anpreist. Das Stadtkloster Segen steht in Berlin, Prenzlauer Berg, an der vierspürigen Schönhauser Allee. Hier, inmitten von Kleiderläden und Kneipen, in einem roten Backsteinbau, lebt seit vier Jahren die evangelische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft Don Camillo, die ihren Hauptsitz im neuburgischen Montmiral hat: Barbara und Georg Schubert mit ihrer jüngsten Tochter, Felix und Corinne Dürr mit drei ihrer vier Kinder sowie Urs Trösch und Ulrike Fey. Ausser Ulrike sind alle Schweizer. Sie möchten aus dem Ort, der bis zu ihrem Einzug 2007 ein darbenes Kirchengemeindezentrum war, eine Begegnungsstätte machen (Box S. 6). Die Communität lebt in drei Wohnungen im nördlichen Hausteil.

ANKOMMEN. Noch ist die Kirche nur während der Gebetszeiten offen. Oder wenn es Projektleiter Georg Schubert, wie heute, in seinem Büro mal wieder zu laut ist und er seinen Laptop deshalb in der Kirche aufklappt. Die Communität ist zu sehr mit den Renovationsarbeiten von Fassaden, Wohnungen und Treppenhäusern beschäftigt, als dass ständig jemand in der Kirche sein könnte. Als Georg Schubert mir im Innenhof die Hand schüttelt und mich mit Baslerakzent freundlich begrüsst, dreht sich gerade ein Bohrer schrill in die Ostfassade, die in ein Baugerüst gepackt ist. ▶



**Getauft
Verstoßen
Deportiert**

ZIRK MITTE

STADTKLOSTER SEGEN BERLIN
Mitten in Berlin, im quirligen Prenzlauer Berg, steht das Stadtkloster Segen – an der viel befahrenen Schönhauser Allee, im ehemaligen Ostberlin. Das evangelische City-Kloster wurde aus der Not geboren: Viele Kirchen in Berlin sind unternutzt, den Gemeinden fehlt das Geld für dringende Renovierungen. Vor vier Jahren sind in der Berliner Kirchgemeinde Prenzlauer Berg Nord zwei Familien und ein Single der reformierten Schweizer Community Don Camillo aus Montmirail NE eingezogen. Seither renovieren sie die hundertjährige Segenskirche, laden Quartierbewohnerinnen und Touristen zweimal täglich zum liturgischen Tagzeitengebet ein, beherbergen Kirchgemeinde- und Konfirmationsgruppen und bieten Glaubenskurse an. Die Community Don Camillo lebt in Gütergemeinschaft. Durch gemeinsames Arbeiten und Beten am selben Ort will sie «christliches Leben sichtbar machen» – und eine spirituelle Oase in der Grossstadt schaffen. SEL
www.stadtklostersegen.de

«Irgendwann wird das schon noch ein Ort der Stille», verspricht Georg mit einem Seufzer, der verrät, dass die jahrelangen Sanierungsarbeiten an die Nieren gehen. Mit einem dicken Schlüsselbund in der Hand – «wir müssen hier leider alles abschliessen» – führt er mich zu meinem Zimmer, das gleich unter den Kirchenglocken liegt. «Sie läuten nur um 12 und um 18 Uhr», beruhigt mich Georg Schubert lächelnd. Aussicht gibt es keine, die Fassadenverkleidung deckt auch die Fenster zu. Ich stelle meinen Koffer ab und falle aufs Bett. Was kommt jetzt? Zunächst der Dachdecker, der gerade über das Gerüst geht und mir durchs offene Fenster grinsend zuwinkt: «Willkommen im Stadtkloster!»

EINLEBEN. Es läutet zum Mittagsgebet. Im Innenhof begegne ich einer Frau mit schwarzem Kraushaar, die aus dem gegenüberliegenden Wohnhaus Richtung Kirche rennt und mir lachend zuruft: «Vor lauter Baulärm hab ich nichts gehört.» Es ist Georg Schuberts Frau Barbara, die heute für das Gebet zuständig ist. Sie zündet die Kerzen an, setzt sich in die erste Reihe rechts und stimmt nach dem Abklingen der Glocken einen Psalm an. Die anderen setzen ein, Frauen und Männer nach einem alten Ritus getrennt. Wir sind zu siebt. Die Töne hallen durch den grossen Raum. Ich höre bloss zu. Bei so wenigen Stimmen würde auffallen, dass ich weder Melodie noch Tonlage beherrsche. Dann sind wir fünf Minuten still. Das ist ein zentraler Bestandteil der Stundengebete: «Wenn die Leute aus der Kirche gehen, gucken sie gleich wieder aufs Handy. Dann hat niemand mehr Zeit, das Gesagte zu reflektieren», sagt Georg Schubert später. Nach fünfzehn Minuten verlässt die kleine Schar die Kirche. Nur drei Leute waren Auswärtige, der Rest Mitglieder der Stadtklostergemeinschaft. Ich bleibe in der Kirche und verliebe mich zum ersten Mal in ein Gotteshaus. Über dem viereckigen Raum ist eine achteckige Kuppel, rechts und links vom Chor eine Empore, über dem Eingang gar deren zwei. Die Bänke sind hellblau gestrichen, die Balustraden rot, mit weissen Blumenornamenten. Alles wirkt schlicht und voller Geschichte. Die Orgel sieht aus, als habe sie seit Jahren niemand

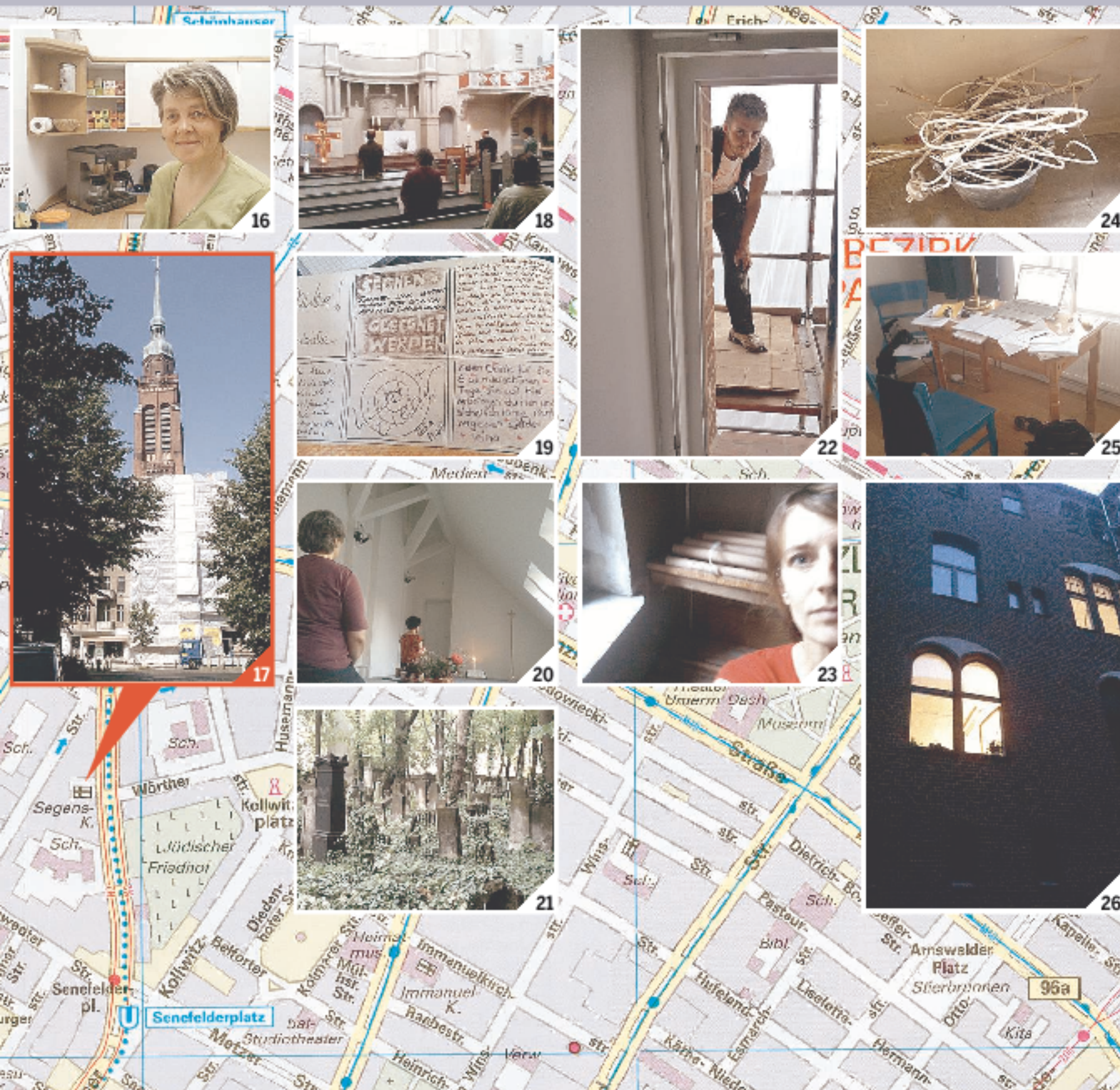
berührt. Doch am Abend wird eine Zahnärztin aus dem Quartier sich hier für ihre nächste Orgelkollktion vorbereiten.

AUSKOMMEN. Vor hundert Jahren drängten sich sonntags tausend Leute in die Kirchenbänke. 2011 sitzen in der Sonntagabendbesinnung, die den Morgengottesdienst abgelöst hat, dreissig bis fünfzig Personen. «Seit wir da sind, hat sich die Zahl verdoppelt», erzählt Georg Schubert. Es kämen junge Leute aus dem Kreativmilieu, auffallend viele Männer. Auch Touristen und neugierige Passanten. In einer Stadt, in der gemäss Statistik nur 2,3 Prozent der Kirchenmitglieder den Gottesdienst besuchen, ist das ein Erfolg. «Die Leute sagen mir, es gefalle ihnen, dass eine Lebensgemeinschaft den Laden führt – und nicht Kirche im traditionellen Sinn stattfindet», erzählt Schubert. Er, der bis 1987 als Geschichts- und Geografielehrer arbeitete, bevor er zwanzig Jahre lang die Community Don Camillo in Montmirail führte, hat eine Laienpredigerausbildung. Um die Gebete kümmern sich die Mitglieder der Community aber gleichermassen – wie ums Kochen und die Betreuung der Gäste auch. Zusätzlich haben alle ihre Spezialgebiete: Barbara Schubert ist Exerzitienleiterin und geistliche Begleiterin, Corinne Dürr macht Workshops mit Konfirmanden und das Kinderprogramm, Felix Dürr die Bauleitung und die Musik im Gottesdienst. Der Alltag im Backsteinbau ist nicht klösterlich im strengen Sinn, die Mitglieder verpflichten sich nur für eine bestimmte Zeit, die Regeln der Community zu befolgen: gemeinsam zu beten und mit einem bescheidenen Lohn aus der Gemeinschaftskasse zu leben, die mit Spenden und den Einkünften aus der Hotellerie gefüllt wird.

ERINNERN. Das Mittagessen muss ich mir ausserhalb besorgen – für Kurzaufenthalter gibts nur Frühstück. Um die Ecke bleibe ich unschlüssig vor einem tollen Kleiderladen stehen: Darf man shoppen, wenn man den Geist eines Klosters erfahren will? Der Kopf sagt Nein, der Bauch meint: du hast sonst nie Zeit dazu. Zum Glück knurrt er, ich gehe weiter. Die Sonne brennt so heiss vom Himmel, dass ich starkes Verlangen nach der kühlen Se-

genskirche bekomme. Auf dem Rückweg entdecke ich schräg gegenüber des Klosters einen jüdischen Friedhof. Durch ein schmiedeisernes Tor betrete ich einen Zauberwald. Von Efeu umrankt, stehen Hunderte Grabsteine, graue, schwarze, in allen Grössen. Durch das dichte Blätterdach, in dem Hunderte Vögel zwitschern, dringen dünne Sonnenstrahlen. Ich laufe über schmale Mauerchen zwischen den Gräbern durch. Die Natur vermag das Grauen nicht zu überwindern, das die Todesjahre offenbaren: 1943, 1944. Lange bleibe ich am Grab einer Frau sitzen, die so alt war wie ich, als sie starb. Als ein lauter Donner über den Himmel rollt, gehe ich zurück ins Kloster.

AUFTANKEN. In Abständen von wenigen Sekunden erhellen Blitze mein Zimmer. Das Himmelsspektakel hinter dem Fassadentuch kann ich nur erraten. Als es in Strömen zu regnen beginnt, möchte ich die Tropfen aufs Kirchendach trommeln hören. Doch im Innenhof ist kein Durchkommen, das Wasser steht knöcheltief. Eine neue Kanalisation ist dringend notwendig, der Keller muss nach jedem grossen Unwetter ausgeschöpft werden. Plötzlich kommt kreischend eine Gruppe Teenies angerannt. Pitschnass kehrt eine siebzehnköpfige Thurgauer Konfirmandengruppe von einem Ausflug zurück. Im Treppenhaus wringen sie lachend ihre Haare aus und schlüpfen aus den nassen Schuhen. Eine Frau kommt dazu und ruft: «Ich hol euch einen Wäscheständer!» Die Frau heisst Clara und ist Pfarrerin in einer Baselbieter Gemeinde. Während wir unter dem Turmbogen dem Regen zuschauen, erzählt sie: «Ich wollte eine Auszeit nehmen, aber nicht alleine sein.» Dass sie hier bei Don Camillo sei, dürfte einige Leute erstaunen. «Ich bin Befreiungstheologin und auf einer anderen Linie als die Leute hier.» Don Camillo vereine verschiedene Frömmigkeiten: den einfachen Jesus-Glauben ihres Namensgebers Don Camillo, die Nüchternheit der reformierten Volkskirche, aber auch Impulse aus der charismatischen Erneuerung und dem Pietismus. Doch wer wie glaube, spielt für Clara keine Rolle: «Die Camillos üben eine starke Kraft auf mich aus. Ohne grosse Worte ziehen sie ihr Projekt durch.» Wie viele



1. Mein Zug zum Rückzug. Das Quietschen der U-Bahn dringt aus den Luftschächten der Schönhauser Allee, wo das Kloster Segen steht.
2. Die Glocken hängen gleich oberhalb meines Gästezimmers Nr. 41. Gott sei Dank läuten sie nur um 12 und um 18 Uhr.
3. Im Bilderbuch führt Fred Fledermaus Kinder durch die vier Kirchen der Kirchgemeinde Prenzlauer Berg Nord.
4. Das Leben im Stadtkloster Segen ist eine Baustelle. Auch der Eingang ist verhüllt.
5. Der Stadtteil Prenzlauer Berg: Immer mehr Gutverdienende besetzen das einstige Alternativquartier und lassen die Wohnungsmieten steigen.
6. Ich habe hier eine Familie gefunden. Urs Trösch, 44, zog von Spiez BE nach Berlin ins Stadtkloster.
7. Die Einschusslöcher aus dem Zweiten Weltkrieg in der Wand des Gästehauses stehen unter Denkmalschutz. Die Schönhauser Allee war einige Tage Frontlinie zwischen russischer und deutscher Armee.
8. Im Bild: Die Segensgeste von Jesus.
9. Barbara Schubert ist ein Herz der Herzlichkeit und Fröhlichkeit. Im Winter hat sie sich beim Tanzen den Fuss gebrochen.
10. Die Judenverfolgung der Nazizeit ist in Berlin auch heute noch allgegenwärtig.
11. Vier Treppenhäuser sorgen im Stadtkloster für den täglichen Sport.
12. Im Frühstücksraum sitzt man auf Augenhöhe mit den Evangelisten.
13. Ulrike Fey und Praktikant Hanns. Hanns studiert Theologie an der Berliner Humboldt-Universität und findet die Schweizer Wein interessant. Völkchen.
14. Pfarrer Gisbert Mangliers trieb die Idee des Stadtklosters voran und fragte die Communauté Don Camillo, ob sie sich nicht in Berlin niederlassen könnten. Soeben ist er Grossvater geworden.
15. Klosterhilfe übers Kreuz: Die Marmelade stammt aus der Abtei Maria Laach.
16. Die Baselbieter Pfarrerin Clara macht im Stadtkloster Segen eine Auszeit: Ich fühle mich hier enorm frei.
17. Von aussen kaum erkennbar: Die Frontfassade des Stadtklosters ist bis August in ein Fassadengerüst gepackt.
18. Tagzeitengebet in der Klosterkirche Segen: Psalmen singen, in sich gehen, schweigen.
19. Im Gästebuch wird auf jeder Seite die Gastfreundschaft gelobt. Zahlreiche Leute waren schon mehrmals hier.
20. Unter dem Dach wurde ein Raum der Stille gebaut. Hier, wo der Strassenlärm nicht zu hören ist, finden Meditationen statt.
21. Der jüdische Friedhof auf der anderen Seite der Schönhauser Allee wird allmählich vom Efeu überrannt.
22. Was sieht man, wenn man aus dem Zimmerfenster blickt? Den Dachdecker.
23. Die Autorin, von der Schönheit der Kirche betört.
24. Kabel statt Gurkensalat in Zeiten der EHEC-Mikroben.
25. Hier wurde geschrieben, was jetzt hier steht. Die renovierten Gästezimmer sind schlicht und schön.
26. Endlich, am Abend, sind die Bohrmaschinen still. Die Mitglieder der Communauté Don Camillo leben in drei Wohnungen neben der Kirche.

andere Langzeitgäste bereitet Clara am Morgen jeweils das Frühstück für die Besucher vor oder putzt die Gästezimmer. Nachmittags erkundet sie die Stadt. Seit sechs Wochen ist sie hier, in zwei Wochen kehrt sie heim. Freut sie sich? «Es geht so. Ich fühle mich hier enorm frei.»

NACHDENKEN. Am nächsten Morgen sitzen die Ostschweizer Konfirmanden schläfrig ihr Brot kauend im Frühstücksraum und lauschen ihren vier Leitern, die laut darüber nachdenken, ob es in Berlin noch anderes gebe als bloss «Görriwuerscht». Nach dem Frühstück macht Corinne Dürr mit den Jugendlichen einen Workshop. Sie sollen skizzieren, wo sie in zehn Jahren stehen. Corinne will ihnen zeigen, welche unerwartete Wendungen das Leben nehmen kann. Auch bei ihr: Als sie sich vor 28 Jahren zur Direktionsassistentin ausbilden liess, hätte sie nie gedacht, mal ein Kloster mitzuleiten. Oder ein Buch herauszugeben: Mit dem eben erschienenen Büchlein «Fred Fledermaus» können Kinder die vier Kirchen der Kirchgemeinde Prenzlauer Berg Nord erkunden. Auch hätte sie sich nie vorstellen können, dass drei ihrer vier Kinder mal in einer Grossstadt aufwachsen. Nur der älteste Sohn ist in der Schweiz geblieben, er absolviert eine Lehre. «In Montmirail gingen die Kinder meist an den See – hier sind sie oft den ganzen Tag in der Stadt unterwegs, wir sehen sie nur abends.» Die siebzehnjährige Tochter zieht am liebsten mit dem Fotoapparat durch Berlins Bau-ruinen. Am religiösen Leben müssen die Kinder nicht teilnehmen. Und sie tun es auch nur selten.

PLATZ SUCHE. Ein neues Leben führt auch Urs Trösch. Bis vor drei Jahren wohnte der 44-Jährige in Spiez, arbeitete im Bahnreisezentrum und lebte in einem Singlehaushalt. «Ich suchte ein Leben in einer Gemeinschaft – und habe es bei Don Camillo gefunden», sagt er, während er auf einem Drehstuhl im Gemeindebüro sitzt. Hier fühle er sich geborgen, hier spüre er ein grosses Feuer für dieses Projekt – auch wenn die Communauté ihre Rolle erst noch finden müsse: «Zum einen sind wir noch immer nicht in Berlin angekommen, zum anderen ist unklar, welchen Platz uns die Kirchgemeinde

zugedacht hat.» Mit deren hierarchischen Strukturen habe die Communauté bisweilen ihre liebe Mühe. «Trotzdem fühlen wir uns willkommen.» Don Camillo lädt die Nachbarn regelmässig zu Gartenfesten ein und pflegt Kontakte zu den Eltern der Klassenkameraden ihrer Kinder.

GOTT KNIPPEN. Das Mittagsgebet macht Corinne. In den Kirchenbänken sitzen ausser ihr nur vier Leute: Georg, Clara, Ulrike, ich. Die Konfirmanden sind nicht dabei. «Wir sind hier schon genug mit Gott beschäftigt», hatte mir am Morgen einer der Jungen erklärt. In Berlin müssen sie Gott mit der Fotokamera einfangen. Etwa im Gesicht einer jungen Frau, die mit geschlossenen Augen lächelnd im Platzregen steht. Nach Corinnes Gebet stimmt die Gruppe einen Psalm an, doch das Chörlein fällt bald auseinander. «Lasst uns den Rest besser lesen», sagt Georg. Alle lachen. Durch die offene Tür dringen Autolärm, die Rufe der Handwerker und der metallene Klang von Gerüststangen.

KRAFT SCHÖPFEN. Heute bin ich eingeladen, am gemeinsamen Mittagessen der Communauté teilzunehmen. Reihum wird gekocht, Barbara ist dran, wir sitzen am grossen Holztisch in der Küche der Schuberts. Ihre Tochter und die Kinder der Dürrs essen, wie alle Berliner Schüler, in der Schule. Barbara stellt eine Schüssel mit Bohnen, Karotten und Wienerlistücken auf den Tisch. Dazu gibt es Kartoffelstock. Wegen des EHEC-Erregers verzichten sie momentan auf rohes Gemüse.

Am Tisch sitzt auch Ulrike Fey. Sie ist die Einzige, die ausserhalb des Klosters wohnt. Das Leben mit den Don-Camillo-Leuten sei bisweilen auch schwierig, erzählt sie nach dem Essen: «Manchmal habe ich das Gefühl, dass ich nicht richtig an die anderen ran komme. Vielleicht kommunizieren Schweizer halt anders als Deutsche. Zudem leben die Don Camillos ihren Glauben schon so lange, während ich die Spiritualität erst vor Kurzem entdeckte.» Ulrike arbeitete in einer Unternehmensverwaltung in Freiburg i. Br., bevor sie während einer Auszeit im Lassalle-Haus in Zug das Leben in einer Glaubensgemeinschaft entdeckte. Seit zwei Jahren ist sie nun beim Projekt Stadtkloster

dabei und zuständig für die Hauswirtschaft. «Eigentlich würde ich meine Fähigkeiten gern auch in anderen Bereichen – in der Spiritualität, in der Kultur – einbringen, doch ich fühle mich wenig gefragt.» Auch wünscht sie sich Massnahmen gegen die zunehmende Erschöpfung, die sich bei allen breit macht. Und dass sich die Mitglieder der Gemeinschaft öfter gegenseitig ermutigen.

EINMITTEN. Am Abend macht Barbara Schubert in der Dachkappelle eine Einführung in die Meditation, im Seminarraum findet ein Glaubenskurs statt. Mit ihren leuchtenden Augen erklärt sie die Grundsätze der Meditation. Vier Frauen hören zu: zwei Gäste aus dem Quartier, Pfarrerin Clara und ich. Wir singen, ich murmle, «Geh aus mein Herz und suche Freud». Dann sollen wir 25 Minuten lang in uns gehen. Ich lege mich auf den Rücken und schaue durchs Dachfenster den Wolken zu. Der Himmel über Berlin bringt mein Gedankenkarussell zum Stillstand. Als am Ende der Stunde alle ihre Schuhe anziehen sagt Barbara: «Nächstes Mal verteilen wir mehr Einladungen.»

AUSBLICKEN. In der Küche wäscht Georg Schubert das Geschirr der Glaubenskurs-Gruppe. Gisbert Mangliers trocknet ab. Er ist einer der vier Pfarrer der Kirchgemeinde Prenzlauer Berg Nord und einer der ideellen Gründer des Stadtklosters. «Ich bin Grossvater geworden», sagt er stolz, während er Gläser auf ein Wägelchen stapelt. Georg hält inne und schaut ihn mit grossen Augen an. «Ehrlich?» Mangliers nickt, «heute Mittag um fünf nach zwölf.» «Schön!», sagt Georg und taucht den Schwamm wieder ins Wasser. «Dann kannst du mir sagen, wie das geht. Wir werden im Juli Grosseltern.» Die beiden Männer strahlen sich an.

Gegen Mitternacht öffne ich mein Zimmerfenster und klettere klopfenden Herzens auf das Baugerüst. Unter mir rauschen die Autos über die Schönhauser Allee. Zwischen Backsteinwand und Fassadentuch gehe ich auf Holzbrettern bis zum Ende des Gerüsts. Hier ist der Blick frei auf das Lichtermeer des Berliner Ostens. Es weht ein leichter, kühler Wind. Es ist so schön, ich kann kaum atmen.

Städtebau: Fotos: M. A. (Dachkappelle) / P. 41, 2012/2011/11/11/11

Damit die Kirche im Zentrum der Stadt bleibt

BERLIN/ Er ist reformiert, verheiratet – und lebt im Kloster: Was treibt den Schweizer Georg Schubert an, im trendigen Quartier Prenzlauer Berg das evangelische Stadtkloster Segen aufzubauen?

Georg Schubert, Sie kommen eben aus dem Stundengebet des Stadtklosters. Wie viele Leute waren anwesend?

Heute Mittag waren wir von der Communität Don Camillo, die das Stadtkloster betreibt, allein unter uns. Das ist selten der Fall. Meistens schliessen sich zwei, drei Leute aus dem Quartier oder aus der Stadt an. Und sonntags kommen jeweils zwischen dreissig und fünfzig Personen in die Abendbesinnung.

Ist es nicht frustrierend, morgens, mittags und abends meist vor sehr gelichteten Reihen in der grossen Kirche zu beten und gregorianische Psalmen anzustimmen?

Wir sehen dies nun mal als eine unserer Aufgaben an. Benediktinerpater Vinzenz aus dem solothurnischen Kloster Mariastein, der uns das Psalmensingen beigebracht hat, sagte jeweils: «Singt die Psalmen und betet die alten Gebete für jene, die nicht mehr beten können oder beten wollen.»

Stellvertretend beten: Geht das?

Ja, ich glaube, es braucht das Gebet mitten in unseren Städten.

Aber das Stundengebet ist doch vor allem für jene ein Erlebnis, die daran teilnehmen.

Es ist ein offenes Angebot für alle, die einfach mal vorbeikommen wollen. Für jene Frau etwa, die etwa seit einer Woche ab und zu auftaucht und auch heute Morgen wieder dabei war. Ich weiss nicht, wer sie ist, ich kenne nicht mal ihren Namen, weil sie nach dem Amen gleich wieder verschwindet. Gerade für solche Grossstadtbewohner, die Nähe suchen und gleichzeitig Distanz wollen, sind wir Tag für Tag da. Es braucht in der Stadt Orte, wo das Evangelium gelesen, gebetet und gesungen wird. Damit es nicht vergessen geht.

Und was bringt Ihnen das Stundengebet persönlich?

Die vertraute Liturgie mit vertrauten Menschen ist ein Stück Heimat für mich. Ich spüre, dass ich mich in etwas hineinbegebe, das grösser ist als ich und du. Beim Morgenbeten erlebe ich, wie wir als Communität zusammenstehen und uns sagen: So, wir sind da, packen wirs an. Das haben wir nötig, weil unser Projekt ganz schön viel Kraft erfordert. Die Renovation der Gebäude, der Aufbau des Gästebetriebs und der Bildungsangebote: All das zusammen bringt uns manchmal an die Grenze.

Ein Stück Heimat, eine Oase der Ruhe: Ist es auch das, was Berlinerinnen und Berliner im Stadtkloster suchen?

Ein Frau sagte tatsächlich einmal: «Ich habe hier, mitten in Berlin, ein Stück Heimat gefunden – obschon Heimat, mit Blick auf die deutsche Geschichte, eigentlich ein furchtbares Wort ist.»

Wer kommt denn ins Stadtkloster Segen?

Typische Bewohner des Prenzlauer Bergs: jüngere, gut ausgebildete, hoch mobile Frauen und Männer, Singles, aber auch junge Familienmenschchen. Daneben

Leute in schwierigen Lebenssituationen, die von Hartz IV leben müssen und schon lange keine Erwerbsarbeit mehr haben.

Kommen auch Ex-DDR-Bürger zu Ihnen? Das Stadtkloster Segen liegt ja im ehemaligen Ostberlin.

Es kommen Mitglieder der Kirchgemeinde mit ihren Erinnerungen an DDR-Zeiten: Sie zeigen uns ihre Stasi-Akte, erzählen von der mehr oder weniger sanften Repression gegen die Kirche. Sie helfen uns Schweizerinnen und Schweizern, zu verstehen, was hier überhaupt gelaufen ist. Berlin ist vollgepackt mit Geschichte. Über die Strasse sieht man von uns aus auf einen alten jüdischen Friedhof. An der Fassade des Stadtklosters kann man Einschusslöcher entdecken, Spuren der Befreiung 1945 durch sowjetische Soldaten. Die Einschusslöcher sind übrigens heute denkmalgeschützt.

Vor vier Jahren sind Sie vom idyllischen Montmirail NE in die hektische Grossstadt Berlin gezogen – mit Ihrer Frau, dem jüngsten Ihrer vier Kinder und mit drei anderen Don-Camillo-Mitgliedern. Warum eigentlich? Gibts in der Schweiz nicht auch etliche kaum genutzte Kirchen, die man zu Stadtklöstern umwandeln könnte? (Lacht) Doch, die gibt es schon.

Sie sind aber nicht so billig zu haben wie das Stadtkloster Segen in Berlin, das Don Camillo für einen Euro gekauft hat ...

... für einen Euro und mit der Verpflichtung, die heruntergekommenen Gebäude auf eigenes finanzielles Risiko von Grund auf zu renovieren, der Kirchgemeinde, die ja weiterhin besteht, gratis Räume zur

Verfügung zu stellen – und in der Kirche ein spirituelles Angebot mit Stundengebet, Gottesdienst und verlässlicher Präsenz aufzubauen.

Haben Sie dieses Joint Venture auch Schweizer Kirchgemeinden angeboten, die ja auch wenig genutzte Immobilien instand halten müssen?

Wir haben an Kirchenleitungen und Freunde geschrieben. Entweder gabs keine Antwort oder eine Absage. Mit den Stadtzürcher reformierten Kirchgemeinden verhandelten wir lange. Gerne hätten wir auch das leer stehende Kapuzinerkloster in Solothurn gehabt. Geklappt hat in der Schweiz leider nichts. Dann kam die Anfrage aus Berlin, wo eine Kirchgemeinde eine Gemeinschaft suchte für einen Ort. Und wir suchten einen Ort für eine Gemeinschaft.

Warum klappte es in Berlin?

Vielleicht weil es hier in der Kirche Leute gibt, die risikofreudiger sind als in der Schweiz. Am Prenzlauer Berg sind noch fünfzehn Prozent der Bevölkerung Mitglied einer Kirche. Da muss man fast gezwungenermassen neue Ideen entwickeln. Mit Sparen allein ist's nicht mehr getan.

Sind Stadtklöster auch eine Perspektive für die Schweiz?

Es muss ja nicht unbedingt ein Stadtkloster sein. Man könnte auch ein Pfarrhaus



«Die Communität Don Camillo ist ein Abenteuer – ein erhebendes und ernüchterndes zugleich»: Georg Schubert, Leiter Stadtkloster Segen

umnutzen und es zwei Familien verbilligt zur Miete geben, die im Gegenzug die Kirche am Samstag offen halten oder ein Gebet mitgestalten. Geschlossene Gotteshäuser und überlastetes Personal, das man nur via Telefonbeantworter erreicht: Das ist auch in der Schweiz keine gute Visitenkarte für die Kirche. Wir brauchen unbedingt kreative Lösungen, wie die Kirche im Zentrum unserer Orte sichtbar bleibt.

Seit 1977 leben Sie in der Don-Camillo-Communität, in Gütergemeinschaft wie in Klöstern, aber nicht hinter hohen Mauern. Haben Sie nie die Versuchung verspürt auszusteigen?

Ich war in dieser Zeit Synodalrat der reformierten Neuenburger Kirche, Sekretär der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz und Leiter der Ausstellung «Un ange passe» an der Expo.02 in Murten. Eine Fessel war da die Communität nicht, oft aber eine Stütze, damit mir nicht alles andere wichtiger wurde als die Frage: Wie lebe ich als Christ hier und heute? Don Camillo erlebe ich immer noch als Abenteuer, ein erhebendes und ernüchterndes zugleich. Als Gemeinschaft, in der wir uns tragen, manchmal auch ertragen müssen.

INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN, SAMUEL GEISER

GEORG SCHUBERT, 55

ist seit 2007 Projektleiter des Stadtklosters Segen in Berlin, einer Aussenstelle der Communität Don Camillo in Montmirail NE. Georg Schubert war Mitbegründer und erster Leiter der Communität. Der ausgebildete Mittelschullehrer und Dozent für Projektmanagement ist verheiratet und Vater von vier Kindern. Er war verantwortlich für das Kirchenprojekt «Un ange passe» an der Expo.02 in Murten. SEL





Ökumenischer Töffgottesdienst in Arbon: Bitte um eine unfallfreie Motorradsaison

Eine Gratwanderung

EVENTGOTTESDIENSTE/ Sie sind die Gottesdienste der anderen Art – mit Happeningcharakter. Aber: Wie kann der Gottesdienst dennoch würdevoll sein?

Als «unwürdiges Spektakel» bezeichnete der katholische Briger Pfarrer Paul Martone den Motorradgottesdienst des vergangenen Jahres auf dem Simplon. Harald Grewe, reformierter Pfarrer im ausserrhodischen Schönegrund, hat Ähnliches erlebt. Grewe, damals noch Pfarrer in Romanshorn, führte den ersten Töffgottesdienst der Schweiz durch. «Er fand in der Kirche statt und enthielt alle Elemente eines Gottesdienstes. Das kam an.» Doch dann wurden draussen Stände aufgestellt und der Anlass verkam immer mehr zur Chilbi. Der passionierte Motorradfahrer sagt rückblickend: «Es ging bei vielen nicht mehr um Gott, sondern um Bier und Würste.»

GRENZWANDERUNG. Wo die Grenzen zwischen Besinnlichkeit und Gaudi verwischen, sind Pfarrerinnen und Pfarrer gefordert. Ralph Kunz, Professor für Praktische Theologie an der Universität Zürich, sagt: «Nicht alles, was möglich ist, ist auch erbaulich.» Bezüglich Eventgottesdiensten mahnt er: «Die Funktion eines Gottesdienstes ist es, Gott

zuverherrlichen und den Menschen zu heiligen.» Wenn dieses Ziel aus dem Blick gerate, könne der Gottesdienst ins Auge gehen. Seiner Meinung nach richten sich Eventgottesdienste an eine ortsungebundene, aber an einem Thema interessierte Gemeinschaft. Dagegen sei nichts einzuwenden; der traditionelle, an eine Kirche gebundene Sonntagsgottesdienst werde damit aber nicht ersetzt. Für Ralph Kunz braucht der Pfarrer oder die Pfarrerin eines Eventgottesdienstes zwischen Gott, Konsum, Erotik und Unterhaltung so etwas wie einen inneren Kompass, um den Weg nicht zu verlieren. «Sonst tanzt die Gemeinde mitsamt Pfarrer ums Goldene Kalb.»

PLAN B. «Die Grenzen sind nicht immer leicht zu ziehen», sagt auch Achim Kuhn-Schellpeper, reformierter Pfarrer in Adliswil, Buchautor und Musicalschriftsteller. «Natürlich hofft man bei einem Gottesdienst mit Eventcharakter, auch kirchenferne Schichten mit dem Gottesthema

vertraut zu machen.» Als Beispiel nennt er eine im Mai durchgeführte ökumenische Feier in Sihlwald, mit Jodlern, Alphörnern und Nostalgiebahn.

Eine wirkliche Herausforderung für Kuhn-Schellpeper war aber der ökumenische Fussballgottesdienst im Public Viewing während der Europameisterschaft 2008 in der Schweiz. Als Interviewgast hatte er Florian Stahel eingeladen, Verteidiger beim FC Zürich. Pfarrer Kuhn-Schellpeper wusste im Voraus nicht, welches Publikum kommen würde. Erfahrene Kirchgänger oder Störenfriede – alles schien möglich. Deshalb hielten seine beiden Kollegen und er einen Plan B bereit. «Wir hätten bei einer massiven Störung sofort die jugendliche Band spielen lassen und versucht, die Störenfriede zum Weggehen zu bewegen. Zum Glück ist dieser Fall aber nicht eingetreten.» Der EM-Gottesdienst war ein Erfolg: Hunderte nahmen daran teil. Ralph Kunz lobt: «Es ist wichtig, dass ein Veranstalter einen Plan B bereithält, wenn ein Eventgottesdienst aus dem Ruder läuft.»

ÜBERRASCHEDES. Pfarrer Fredy Staub hat evangelische Theologie studiert und arbeitet als freischaffender Theologe. Er hat Erfahrung beim Organisieren

von aussergewöhnlichen Gottesdiensten und setzt sich schon lange auch für mehr Humor in der Kirche ein. Seiner Meinung nach wird ein Gottesdienst dann zum Event, wenn er sich loslöst von der Routine und kleine Überraschungen bietet. Staub: «Warum nicht einmal Geld verteilen, statt zu sammeln?»

Die Grenzen sind für den Zürcher Theologen dort erreicht, wo es bei einer Veranstaltung nur noch um den Event und nicht mehr um Gott geht: «Das Evangelium muss im Mittelpunkt bleiben.» Häufig sei die Gestaltung eine Gratwanderung zwischen traditionellem Gottesdienstverständnis und moderner

Kultur. «Für mich geht es darum, Gott in einer Form zu feiern, die dem Denken und Empfinden der Menschen des dritten Jahrtausends entspricht, ohne dass die traditionellen Elemente verloren gehen», erklärt Staub.

AUSSERGEWÖHNLICHES. Renate von Ballmoos, Pfarrerin an der ökumenischen Predigerkirche in Zürich, steht mit ihren

Ritualgottesdiensten ebenfalls im Ruf, das gemeinschaftliche Feiern von Gott ab und zu in einen Event zu verwandeln. Doch sie unterscheidet: «Eventgottesdienste suchen das Aussergewöhnliche. Sie bieten Abwechslungen zum traditionellen Gottesdienst. Rituale sind das Gegenteil. Sie wiederholen sich so lange, bis sie zur Tradition werden.» Renate von Ballmoos lädt zu acht Jahreskreisfesten wie etwa Erntedank, Wintersonnwende, Frühlingsanfang ein. Sie feiert aber auch regelmässig Salbungsrituale und zu Beginn der Fastenzeit ein Aschenritual.

KEINE EFFEKTHASCHEREI. Zwar richten sich Eventgottesdienste eher an ein jüngeres Publikum; es ist aber keineswegs so, dass dieses den Gottesdienst nur spektakulär erleben will. Martina Hafner Pagliaccio, Pfarrerin der Fabrikkirche in Winterthur, verzichtet auf grosse Effekte und erfreut sich dennoch an einem gut durchmischten Publikum mit vielen Jugendlichen. «Wir möchten die Besucher im kirchlichen Rahmen abholen, ohne anbiedernd zu sein.» So würden nicht in erster Linie kirchenferne Menschen angesprochen. «Wir freuen uns aber über Einzelne, die durch die Fabrikkirche den Weg zur Landeskirche finden.»

MARTIN ARNOLD

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI
ist Redaktor Religion bei
Radio DRS und Buchautor



Kauderwelsch und Zeichensprache

LESEN. Die langweiligste Lektüre, die ich kenne, sind Gebrauchsanweisungen. Im Hightechzeitalter kommt niemand mehr um sie herum. Ob Radiowecker, Handy oder Waschmaschine: Die meisten Apparate können dermassen viel, dass selbst die einfachsten Dinge furchtbar kompliziert werden. So kämpfen wir uns durch winzig klein gedruckte Instruktionen: «Halten Sie die SET-Taste gedrückt, bis die LED 4x blinkt. Drücken Sie jetzt Taste >> und wählen Sie mit dem Schiebeschalter S die gewünschte Quellentaste WLS, QMD oder VCR.»

PRÖBELN. Für einen Ungeduldspinsel wie mich sind solche Anleitungen die reinste Nervenprobe. Meist lese ich nur flüchtig, was ich ohnehin nicht verstehe, drücke mal hier und mal dort – mit dem Ergebnis, dass überhaupt nichts läuft. Oder zumindest nicht so, wie es sollte. Das macht mich hässig, ich lese, drücke und schimpfe gleichzeitig – was natürlich selten zu einem guten Ergebnis führt. Am schlimmsten sind die Multifunktionstasten. Es ist ja schön, dass für unzählige Optionen eine einzige Taste genügt. Aber wenn ich für diese eine Taste seitenlange Erklärungen studieren muss, hört der Spass auf.

ZEICHNEN. Der Turmbau zu Babel ist bekanntlich an der Sprachverwirrung gescheitert: Die Menschen, die zuvor eine gemeinsame Sprache hatten, verstanden sich plötzlich nicht mehr. Wir hingegen scheitern heute am Kauderwelsch von Bedienungsanleitungen und Benutzerhandbüchern. Bilder machen die Sache auch nicht besser: Wer versucht, ein Ikea-Regal nach dem Anleitungspiktogramm aufzubauen, kriegt ob all der vielen Skizzen, Zeichen und Pfeile Kopfschmerzen und wird erst noch nicht klug dabei. Nur mit Geduld, viel Geschick und etwas Glück entsteht dabei vielleicht ein brauchbares Möbelstück. Bei mir fehlen gleich alle drei Voraussetzungen, sodass ich die Hände davon lasse.

ZWEIFELN. Die neue Unübersichtlichkeit, die der Sozialphilosoph Jürgen Habermas im gesellschaftspolitischen Bereich diagnostiziert hat, spiegelt sich in der Unübersichtlichkeit des Alltäglichen. Konnten unsere Vorfahren mit ihren Geräten noch ohne Anleitung hantieren, weil diese relativ einfach waren und deren Funktionen sich von selbst erklärten, ist unsere Alltagstechnik mittlerweile so kompliziert, dass die meisten überfordert sind. Wer sich deswegen blöd vorkommt, kann sich mit der Autorin Sibylle Herbert trösten: «Nicht wir sind blöd, sondern die Welt, in der wir leben.»

LEBEN. Ungleich viel komplizierter als jedes Gerät ist allerdings das Leben selbst. Und für dieses gibt es, abgesehen von der meist etwas dürftigen Ratgeberliteratur, keine Gebrauchsanweisung. Zum Glück. Wir kämen ja sonst vor lauter Grübeln und Studieren gar nicht mehr zum Leben. Müsste ich trotzdem eine schreiben, würde sie aus einem einzigen kurzen Satz bestehen: Alle Gebrauchsanweisungen vergessen – und einfach leben!

EVENTGOTTESDIENSTE

EINE KLEINE AUSWAHL/

IN DER BADI UND AUF DER CHILBI

«Das Leben liften – Mach mehr aus dir». Sonntag, 10. Juli, 10 Uhr, St.-Anna-Kapelle, Zürich: Pfarrer Fredy Staub nimmt den Schönheitsboom auf und plädiert fürs Liften der Gedanken. Die Gottesdienstbesucher erwartet ein besonderes Geschenk.

Ökumenischer Badigottesdienst. Sonntag, 10. Juli, 10 Uhr, Strandbad Langwiesen, Feuerthalen: Taufgottesdienst der Gemeinden Laufen und Feuerthalen. Mit Beteiligung des Musikvereins und zweier Schulklassen.

Kräuterweih. Sonntag, 14. August, 11 Uhr, Predigerkirche, Zürich: Ritualgottesdienst mit Pfarrerin Renate von Ballmoos. Pflücken der Heilkräuter und Bitte um Heilung. Kräuterbüschel können mitgebracht oder im Gottesdienst zusammengestellt werden.

Autoscooter-Gottesdienst. 21. August, 9.45 Uhr, Chilbi Wetzikon: Gottesdienst mit Schaustellerpfarrerinnen Katharina Hoby. Die Kirchgänger nehmen im Autoscooter Platz. Umrahmt von Countrymusiker Marco Gottardi und der Silver Dollar Band. MA

LEBENSFRAGEN

Gott, ein männlicher Herrscher oder eine unfassbare Kraft?

GOTTESBILD/ Ein Gott mit menschlichen Zügen – kann ein Erwachsener diese Vorstellung noch ernst nehmen?

FRAGE: Ist Gott persönlich oder unpersönlich? Was bringt es, an einen persönlichen Gott zu glauben? In den biblischen Geschichten meiner Kindheit war Gott eifern, streng, einzig und despotisch auf Herrschaft und Anbetung bedacht. Heute finde ich das kindisch. Ist Gott nicht eher unpersönlich, in der Natur zu finden, eine transzendente Kraft? Gott, Ebenbild des Menschen – dass ich nicht lache! G.A.

ANTWORT: Lieber Herr A., Sie sind der monotheistischen, patriarchalen Lehre und der biblischen Geschichten Ihrer Kindheit überdrüssig, nicht wahr? Doch eigentlich ist es in der Bibel ja umgekehrt: Nicht Gott ist Ebenbild des Menschen, sondern der Mensch ist im Bild von Gott erschaffen. Aber auch diese Vorstellung ist Ihnen fremd geworden. Ist Ihnen der alte Demiurg, der Weltenordner und Schöpfergott, ebenso fremd wie der alte Adam, der Mensch in seiner Fragwürdigkeit?

Manchen geht es heute ähnlich wie Ihnen. Sie führen ein spirituelles Leben, doch ohne persönlichen Gott, weil sie fürchten, er könnte demjenigen ähnlich sein, den sie aus der Kindheit kennen. Sie wollen eine unpersönliche Gottheit, etwas, das uns Menschen keinesfalls wesensgleich ist. Manche biblischen Bilder entsprechen diesem Weg: Gott ist Energie, Kraft, Geist. Mir persönlich reicht Gott in der Natur jedoch nicht. Auch ich erlebe Gott als Schöpfungskraft, welche das Universum vorwärtreibt. Doch ich suche mehr. Das Neue Testament spricht von Gott als Liebe: Gott ist damit Person und Kraft zugleich. Diese Wirklichkeit Gottes sprengt unsere Definition von persönlich-unpersönlich. Gott ist mehr als eine Person. Aber auch mehr als Baum, Stein, Schöpfung oder Evolution. Und nur weil wir am Menschen verzweifeln, müssen wir nicht an der Personalität Gottes zweifeln, denn sie meint Tieferes als Egozentrik.

Drei Dimensionen zeichnen den biblisch-personalen Gott aus: erstens Ansprache, Dialog. Ja, Gott spricht uns an, Gott spricht mit uns – und wir mit ihm (das nennen wir Gebet). Gottes Personsein äussert sich zweitens in Freiheit und Weisheit: Gott «besitzt» (und verleiht auch uns) Weisheit und Erkenntnis, Wille, Selbstverantwortung und Freiheit – spürbar im Gewissen. Und Gott hat drittens – symbolisch gesprochen – Antlitz und Herz: Er nimmt (wie Christus) unser Innerstes wahr, er nimmt Anteil. Damit verschwindet der alte Demiurg, respektive wir durchschauen ihn als zeitbedingtes Gottesbild.

Finden Sie auch diese Vorstellungen kindisch? Ich finde sie im Gegenteil umfassend. Mein Glaube schliesst damit auch meine Emotion, mein Gefühlsleben mit ein. Gott ist nicht abstrakte Kraft, sondern tröstet und beflügelt meine Seele und ermahnt

mich. Beispiele gefällig? Die Klimaerhitzung oder Gewalt und Unrecht zum Beispiel sind dem unpersönlichen Gott wohl gleichgültig. Der biblische Gott jedoch spricht uns zu: Kehrt um – und engagiert euch!

Vielleicht führt ja der spirituelle Weg durch das Unpersönliche hindurch, um dahinter das höchste überpersönliche Göttliche zu erahnen: Göttlichkeit, höher als alle Vernunft, Persönliches und Unpersönliches zugleich umfassend?



ILLUSTRATION: VERENA STUMMER



GINA SCHIBLER
Theologin und Pfarrerin in der Kirchgemeinde Erlenbach, gina.schibler@zh.ref.ch

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN SIE Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

PRODUE Finden auch Sie Ihren Wunschpartner.
Dank seriöser Vorabklärungen kommen Sie mit Leuten in Kontakt, die gut zu Ihnen passen.
044 362 15 50
www.produe.ch

Zürcher Familie (drei Erwachsene) sucht in Zürich oder Umgebung eine **4-Zimmer-Wohnung**. Max. Mietzins Fr. 2300.–, Komfort ist nicht so wichtig. Truninger-Ita, Telefon 079 405 43 12. Wir freuen uns auf Ihren Anruf.

Hier könnte Ihr Inserat stehen!
Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 230.–. Damit erreichen Sie 252 557 Leser im Kanton Zürich.
Dodo Bader, Telefon direkt: 044 268 50 31

BERGWELT. LEBENSFREUDE.
FERIEN ZUM DURCHATMEN UND GENIESSEN.
BELLA LUI
Hotel*** Bella Lui | 3963 Crans-Montana
Tel. 027 481 31 14 | info@bellalui.ch | www.bellalui.ch

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
HANDLÄUFE INNEN + AUSSEN!
Beratung u. Montage in Ihrer Nähe!
• günstige Preise inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
www.flexo-handlauf.ch
052 534 41 31

Suchen Sie eine Haushalthilfe?
Möchten Sie Ihre Haushalthilfe fair und legal anstellen?
fairness at work
www.fairness-at-work.ch
info@fairness-at-work.ch
031 305 10 30

Hotel Sunnehüsi
3004 Krattigen
Das VCH-Hotel mit Atmosphäre
Gute Idee – Sommerferien über dem Thunersee!
Verschiedene Kurs- und Wanderwochenangebote warten auf Sie.
Sensationelle Sicht über den ganzen See und die umliegenden Berge. Zentrale Lage für Ausflüge, Bergbahnen und Wanderungen.
1.- August-Feier mit Festbuffet.
Wir freuen uns, Sie zu verwöhnen!
Hotel Sunnehüsi, Hedwig Fiechter, Krattigen
Telefon: 033 654 92 92, info@sunnehuesi.ch
PS: 2012/13 sind noch freie Termine für Seniorenferien Kirchgemeinden!

Toskana
ab € 54 p. Pers./Tag mit HP
Erleben Sie Natur pur, 9 DZ m. allem Komf. in absolut ruhiger Lage
Pool, Bad, Telefon, Sat-TV, Klimaanlage, WiFi, Minibar
Wandern, Ausflüge mit unserem Bus
Sehr gute toskanische Küche
Tuscanyrural · I-58036 Roccastrada
www.tuscanyrural.com · info@tuscanyrural.com · Tel. +390564567488 · Fax +390564567473

KRISEN BEWÄLTIGEN – DAS LEBEN VERTIEFEN
Die Klinik SGM Langenthal ist eine anerkannte, christliche Fachklinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik mit stationären, tagesklinischen und ambulanten Behandlungsangeboten.
KLINIK SGM LANGENTHAL
Psychosomatik
Psychiatrie
Psychotherapie
www.klinik-sgm.ch
Bestellen Sie jetzt **kostenlos** unser Magazin «Lebensnah» zum Thema «Leben im Jetzt»!
Mit Talon, per Telefon (062 919 22 11) oder einfach online.
Vorname / Name
Strasse
PLZ / Ort
Talon an: Klinik SGM Langenthal, Weissensteinstrasse 30, 4900 Langenthal

Freiwilligenarbeit für alle ein Gewinn
Wir suchen **Freiwillige** für:
Kinderbetreuung und Hausaufgabenhilfe,
Betreuung von Internet-Corner, Vorstandsmandate und administrative Aufgaben, Fahrdienst, Fundraising, Begleitung von benachteiligten Menschen, Treuhanddienst, MentorInnen für Jugendliche.
Bestellen Sie die aktuelle Stellenbörse.
Freiwilligenagentur
Stiftung Kirchlicher Sozialdienst Zürich
044 268 50 10, info@ksdz.ch

Im Kleinen **Grosses bewirken**
Mit ihrer Spende wird Milch zu Käse.
HEKS
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz
www.heks.ch PC 80-1115-1



«Theologie ist ja fürchterlich unübersichtlich»: Adrian Suter, Theologe, Science-Slammer

Der Priester, der unter die Slammer ging

PORTRÄT/ Forscherwettkämpfe sind in. Mit Adrian Suter wagte sich in Bern auch ein Theologe auf die Bühne.

«Jetzt müssen Sie all das auf einen kurzen Artikel runterkürzen!» Adrian Suter sagt, was viele Interviewpartner am Ende eines langen Gesprächs beschäftigt. Im Unterschied zu den anderen scheint ihn das aber eher zu amüsieren als zu ängstigen. Er hat schliesslich einschlägige Erfahrungen im Verdichten und Weglassen: Der 41-jährige christkatholische Theologe hat als Erster seines Fachs am Science-Slam in Bern seine 400-seitige Dissertation vor Publikum präsentiert. Und dafür viel Applaus bekommen.

KURZ. Science-Slam ist ein Wettstreit unter Nachwuchsforschern auf der Bühne, ein Kurzvortragsturnier. Für die unterhaltsamste, verständlichste Präsentation eines wissenschaftlichen Themas vergibt eine Jury – wie beim Eiskunstlaufen – Noten. «Eine Frischzellenkur für die Wissenschaft!», jubelte nach der ersten Veranstaltung ein Journalist. Sieht Suter das auch so? «Klar. Gerade wir vom Orchideenfach Theologie müssen doch froh sein, wenn wir unsere Forschungsfelder einem breiteren Publikum erklären können.» Zudem sei ein Slam die perfekte Übung für

Dozierende: Sein Fachwissen in kurzer Zeit verständlich auf den Punkt zu bringen, ohne zu simplifizieren, sei das A und O jeder Lehrtätigkeit. Und gerade bei Theologiestudenten zu Beginn des Studiums besonders wichtig: «Theologie ist ja fürchterlich unübersichtlich, da muss man oft einfach mal eine Schneise schlagen und das Feld von da aus dann bebauen.»

UNTERHALTSAM. Wir sitzen in Suters winzigem Büro an der Theologischen Fakultät der Uni Bern und kommen nochmals auf seinen Slamvortrag im randvoll besetzten Berner Schlachthaus zurück. Anzutreten gegen Physiker, Ingenieure, Mediziner und Chemiker, habe ihm grossen Spass gemacht. Den Titel seines Vortrags habe er natürlich «amächtig» formuliert: nämlich «Wahr, wahrer, am wahrsten». Und nicht «Die Vorstellung einer Hierarchie der Wahrheiten und ihre Beziehung zum wissenschaftstheoretischen Selbstverständnis der Theologie». Ansonsten habe er sich aber an seine Forschungsarbeit gehalten. Diese geht aus von einem einzigen Satz aus dem Ökumenedekret des Zweiten Vatikanischen Konzils von 1964. Darin

steht, vereinfacht gesagt, es gebe unterschiedlich wichtige Glaubenssätze im Christentum: Der Glaube an Gott etwa ist zentraler als der Glaube an die Jungfrauengeburt. Ein Satz, auf den besonders reformierte Ökumeniker bauten, weil er ein Zusammenrücken der christlichen Religionen einfacher zu machen schien. Leider nicht ganz so einfach, wie erhofft, fand Adrian Suter heraus: «Mit der Wahrheit ist es wie mit dem Schwangersein», veranschaulichte er sein Forschungsergebnis: «Ein bisschen Schwangersein geht genauso wenig wie ein bisschen Wahrschein!» Das wurde verstanden. Grosses Gelächter.

ERHELLEND. Und was bringt diese Erkenntnis für den Alltag in einer multireligiösen Gesellschaft? Suters Antwort ist ernüchternd: Es gibt Differenzen zwischen den Konfessionen und Religionen. Sie wurzeln tief und lassen sich weder übertünchen noch ignorieren. Aber die Erfahrung, dass wir trotz Differenzen heute grossmehrerheitlich recht gut miteinander kutschieren, zeigt: Man muss den Dialog wagen, auch wenn man nicht von vornherein weiss, ob er gelingt. RITA JOST

Adrian Suter

Der 41-jährige Basler hat an der Universität Bern christkatholische Theologie studiert. 1999 wurde er zum Priester geweiht. Nach sieben Jahren Pfarrtätigkeit in St. Gallen kehrte er nach Bern zurück und schrieb seine Doktorarbeit («Vernetzung und Gewichtung christlicher Lehraussagen»). Gegenwärtig arbeitet er an seiner Habilitation. Adrian Suter ist verheiratet und hat zwei Töchter. RJ

GRETCHENFRAGE

CLAUDE NOBS

«Teilen ist eine wichtige Handlung»

Herr Nobs, wie haben Sies mit der Religion?

Ich bin für Religionen offen. Sie haben aber für mich den Zweck, zu helfen, ein guter Mensch zu sein. Wenn sie dazu missbraucht werden, das Trennende herauszustreichen und Andersgläubige auszuschliessen, lehne ich sie ab. Besonders, wenn sie dazu dienen, Kriege zu begründen.

«Ein guter Mensch sein»: Was verstehen Sie darunter?

Ich bin bescheiden geworden. Ich finde, Bescheidenheit tut den Menschen gut. Wenn jeder sich nicht so wichtig nimmt, nicht immer zuerst an sich selbst denkt, sondern andere und auch deren Not sieht, ist er auf einem guten Weg.

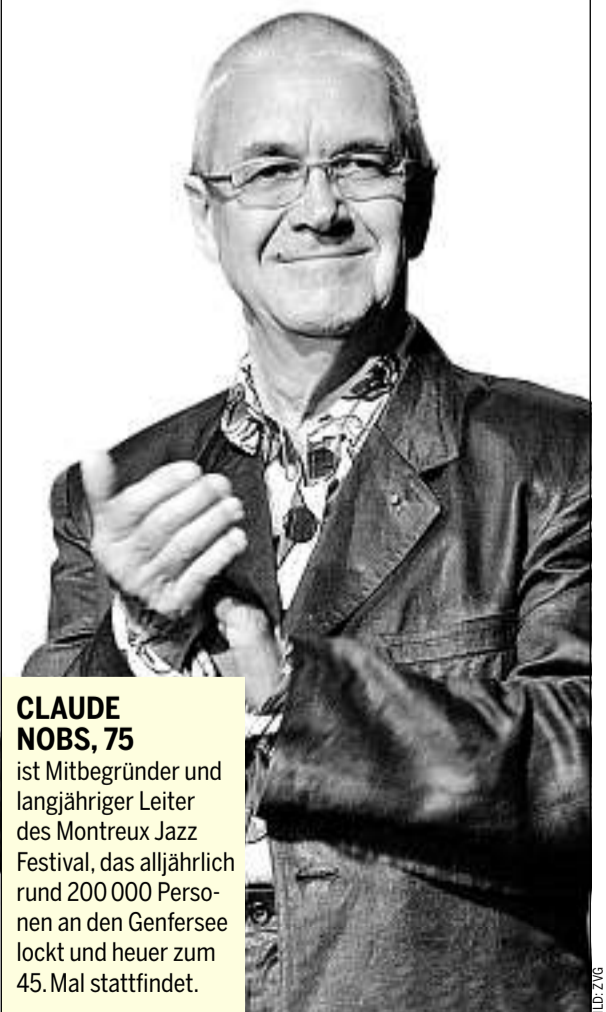
Braucht man dazu die Kirche?

Ich selbst gehe leider nur an Beerdigungen und Hochzeiten in eine Messe. Aber ich habe zwei grosse Herzoperationen hinter mir, und sie haben mein Bewusstsein erweitert. In meinem Wohnort Caux gibt es eine anglikanische Kirche mit einem wunderbaren Holzaltar. Ich liebe dieses Kircheninnere. Aber wenn ich mit meinem Hund den täglichen Spaziergang zu einem Aussichtspunkt mache, von dem aus sich unter mir der Genfersee ausbreitet und im Hintergrund der Mont Blanc glitzert, versetzt mich das genauso in eine andächtige Stimmung.

Brauchen Sie für Ihre Spiritualität die Einsamkeit?

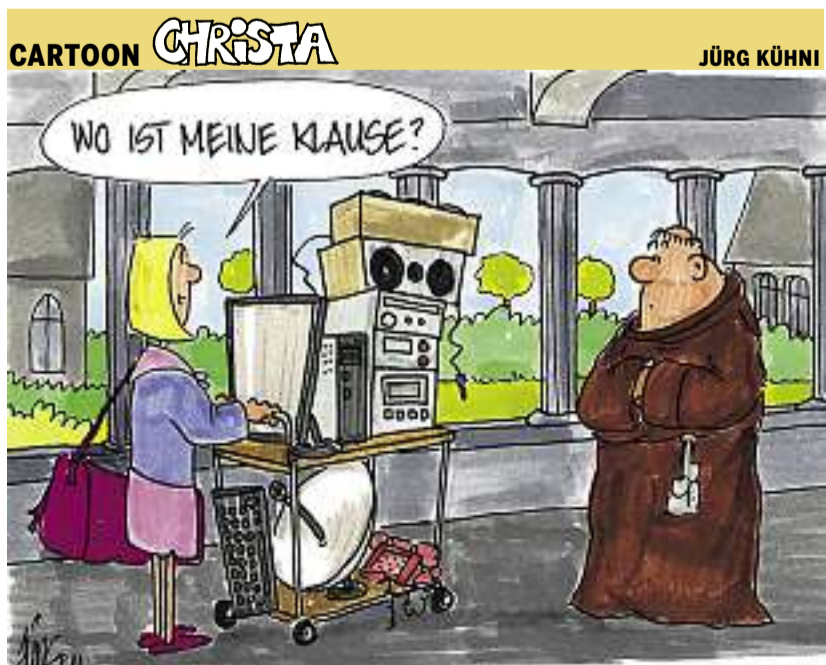
Nicht unbedingt. Meine Spaziergänge sind ja nicht einsam, sondern mein Hund ist dabei. Ich bin in der ganzen Welt herumgereist und möchte jetzt, mit 75 Jahren, einfach diesen majestätischen Anblick des Sees und der Berge geniessen. Es ist die Schönheit der Schöpfung, die mich bewegt. Aber für mich ist es auch eine Art spirituelle Handlung, wenn ich Freunde in mein Chalet einlade und sie bekoche. Teilen ist für mich eine wichtige Handlung. Man muss zuerst etwas geben, bevor man etwas verlangen kann. Leider ist das bei vielen Menschen umgekehrt.

INTERVIEW: MARTIN ARNOLD



CLAUDE NOBS, 75

ist Mitbegründer und langjähriger Leiter des Montreux Jazz Festival, das alljährlich rund 200 000 Personen an den Genfersee lockt und heuer zum 45. Mal stattfindet.



CARTOON **CHRISTA**

JÜRIG KÜHNI

VERANSTALTUNGEN

AUSSTELLUNG

INSPIRATIONS- UND ZUFLUCHTSORT ZÜRICH

Im 18. Jahrhundert besuchten die Dichter Klopstock, Wieland und Goethe die berühmten Zürcher Johann Jakob Bodmer und Johann Caspar Lavater und liessen sich von der kulturellen Blüte der Stadt inspirieren. Im 19. Jahrhundert bot das liberale Zürich revolutionär gesinnten Deutschen wie Georg Büchner und Georg Herwegh Asyl. Und im 20. Jahrhundert suchten eine ganze Reihe von Literaten hier Sicherheit vor Krieg und Faschismus. Oft wurde ihnen ein Schreib-

verbot auferlegt, oder sie wurden sogar ausgewiesen. Die Zentralbibliothek Zürich dokumentiert in Werken und Briefen die Beziehung von bekannten Schriftstellern zu Zürich. Stadtansichten, Porträts von Autoren und Gastgebern und audiovisuelle Rauminstallationen ergänzen die Ausstellung. KK

Eine andere literarische Geschichte Zürichs, Predigerchor der Zentralbibliothek, bis 3. September. Mo bis Fr 13 – 17 Uhr, Sa 13 – 16 Uhr